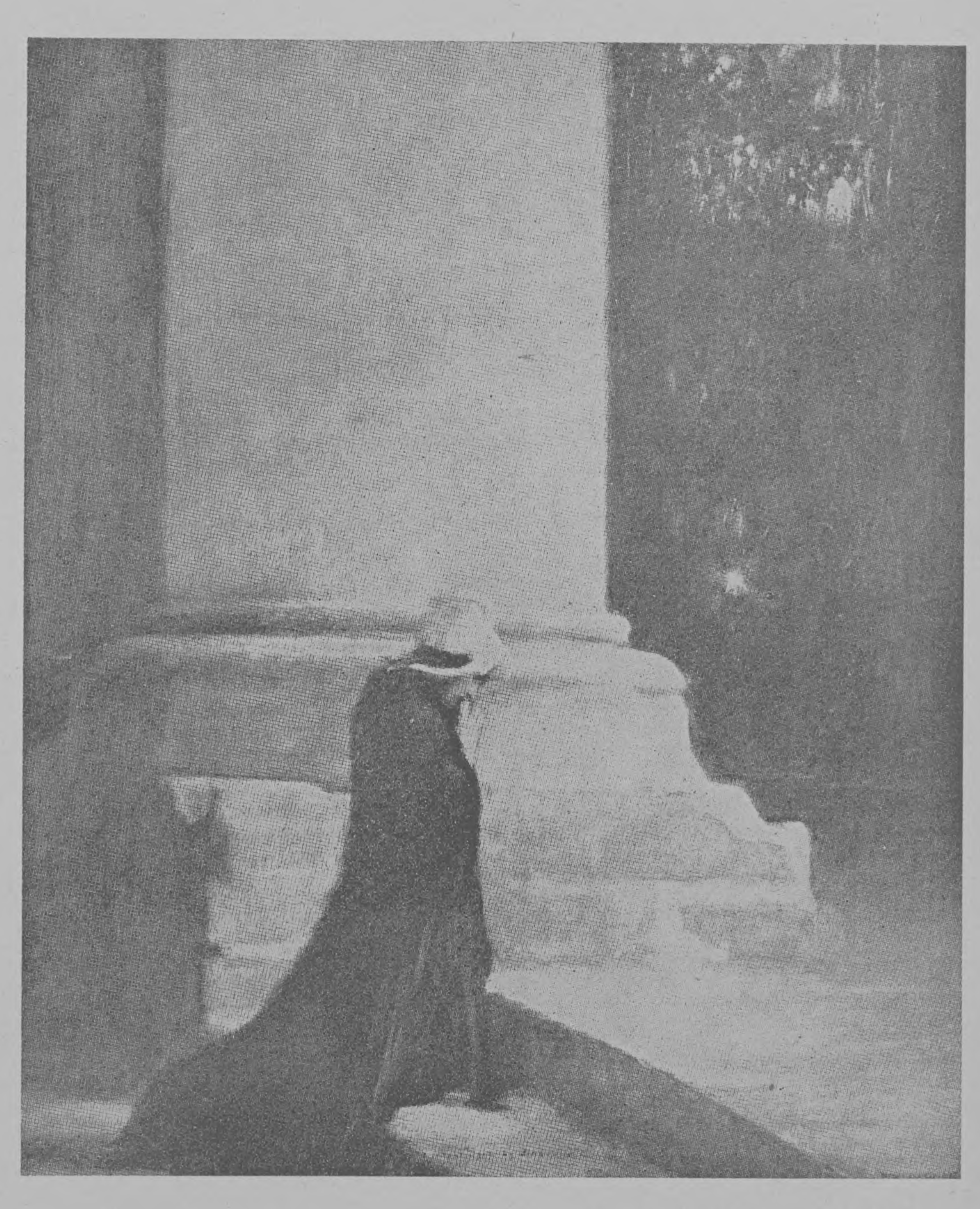
DER MARIENBOTE



November 1946



Es kommt die liebe

Weihnachtszeit

Was wollen wir unseren Lieben schenken?

Ein Buch ist wohl eines der allerschönsten Weihnachtsgeschenke. Besonders hierzulande, wo wir so wenig Bücher und Zeitungen unserer Sprache haben.

Wir empfehlen:

„Wir beten"

Unser deutsches Gebetbuch in seiner zweiten Ausgabe. Es wird in wenigen Tagen verkaufsbereit sein. Größe: 3½x5¼. Seiten: 380. Druck: Groß, deutlich und deutsch. Sehr schöne Andachten.

Mit gutem, biegsamen Einband und rotem Rand: — $1.75 per Buch

Ledereinband und Goldrand. (Ein ganz besonders schönes Geschenk) — $3.00 per Buch

„Die Monate Gottes"

Ein hundert Seiten starkes Büchlein mit schönen Bildern von Werner Merx O.M.J.

Besonderer Weihnachtspreis: 30c per Buch.

„Der Marienbote"

Die Monatsschrift des deutschsprechenden Katholiken. Warum den Marienboten nicht als Weihnachtsgeschenk bestellen? Zwölf mal im Jahre wird er den Beschenkten mit seinen echt katholischen Belehrungen und Unterhaltungen erfreuen.

Preis: $2.00 per Jahr.

Katholische Wandkalender

(Catholic Art Calendar)

für das Jahr 1946 — Preis: 35c das Stück.

Katholische Weihnachtskarten (englisch)

Ein Paket mit 12 schönen Karten — 75c

Ein Paket mit 18 schönen Karten — $1.00

Wir haben auch sehr schöne Einzelkarten für 5c und 10c das Stück.

Unser besonderes Weihnachtspaket

Ein Paket mit 12 schönen Weihnachtskarten, ein katholischer Wandkalender, ein Buch „Die Monate Gottes" — alles zusammen für $1.25.

Jede Bestellung, die bei uns gemacht wird, ist eine weitere Unterstützung der deutschsprachigen katholischen Presse unseres Landes. **Wir brauchen diese Unterstützung bitter notwendig.** Wir brauchen neue Leser. Wir möchten die letzten Exemplare des Büchleins „Die Monate Gottes" verkaufen. Helfen die Leser, dann können auch wir ihnen viel Gutes geben.

Senden Sie Ihre Bestellung sofort an:

THE MARIAN PRESS

922-24 Victoria Ave. Regina, Sask.

Der Marienbote



Monatsschrift für die katholische Familie. Herausgegeben von den Oblatenpatres zu Regina. Adresse: „The Marian Preß", 922-24 Victoria Ave., Regina, Sask., Canada. Preis: $2.00 jährlich.

A monthly magazine for the Catholic family. Published by the Oblate Fathers at The Marian Press — 922-24 Victoria Ave., Regina, Sask., Canada. Price: $2.00 a year. Authorized as second class mail, Post Office Dept., Ottawa.

Schriftleiter — H. Krawitz O.M.I. — Editor

Nr. 2 November 1946 15. Jahrgang

Dies und Das

Novembergedanken. Mit den letzten Blättern, die im Novembersturm von unseren Bäumen fallen, scheidet nun das Leben von uns, das in diesem Jahre um uns geblüht und gereift. Sie ist nicht hoffnungslos, die Wehmut, mit der wir durch das dürre Geäst in die öden, grauen Weiten der Novembertage schauen. Wir wissen ja, daß der Totenmonat nur deshalb alles Alte fortfegt, damit bald wieder Neues wachsen könne. Und dieses Neue wird kommen. Es wird eines Tages so gewiß da sein, wie die Sonne jeden Morgen wiederkommt, auch nach der längsten und düstersten Nacht.

Was kann das Geschlecht unseres Jahrhunderts wohl aufweisen, daß sicherer wäre und segensreicher als die festen Gesetze der Natur? Wohl steht der Mensch über diesen Gesetzen und er ist nicht so an sie gebunden, wie die Pflanzen es sind und die Tiere und Winde. Unabhängig von den mechanischen und organischen Mächten, die das Weltall leiten, angefangen von den unberechenbaren Himmelskörpern bis hinab in die geheimnisvollen Daseinstiefen der Atome, kann der Mensch sein Leben nach eigenen Entschlüssen leiten und lenken. Sein Gesetz sind die Mächte der Erkenntnis und des freien Willens.

Es ist der Mensch ja doch nicht einfach nur ein Teil der Natur. Seinem Leibe nach gehört er wohl der Natur an. Es ist aber der Menschenleib durchhaucht von einem unsterblichen Geiste, von einer Seele, die Hauch vom Hauche Gottes ist und die ihm die Kraft des Erkennens und des freien Wollens gibt. Darum ist er frei in seinen Entschlüssen, wie Gott frei ist. Darum kann er sich auch seine eigene Weltordnung schaffen, die ganz anders aussieht als der ewige, mathematisch genaue Kreislauf, nach dem die stumme Kreatur ihr Dasein führt.

Und es schafft auch der Mensch an dieser seiner eigenen Weltordnung. Seit Jahrtausenden schon baut er an ihr — es will ihm aber dieses allergrößte seiner Werke nicht gelingen.

Der Grund liegt ganz einfach darin, daß der Mensch zu weit ging im Gebrauche seiner Freiheit. Er ist nämlich nicht ganz so frei wie Gott. Gott ist sich selbst Wahrheit und Güte und neben Ihm kann nichts bestehen, das wahrer und besser wäre

als Er. Was aber nicht so wahr ist und so gut, wie Gott es sieht und empfindet, das ist unwahr und Lüge und schlecht.

Diese Tatsache ist dem Menschen genau so Gesetz, wie es den Blumen Gesetz ist, daß sie im Herbste welken, oder den Wassern, daß sie in die Tiefen stürzen müßen, wenn sie ungehemmt über den Rand der Abhänge fließen. Nichts kann daran etwas ändern. Und keine Macht wird es dem Menschen ermöglichen, etwas Wahres und Gutes aufzubauen, das nichts mit der Wahrheit und mit der Güte Gottes gemeinsam hätte.

So ist denn der Mensch in seiner Kraft des Erkennens und in den Zielen seines Wollens an Gott gebunden. Dieses Gebundensein jedoch ist ihm verhaßt. Auch von diesem tiefsten und letzten Naturgesetz des erschaffenen Geistes möchte er frei sein wollen, so frei, daß nicht Gott, sondern er selbst und sein Erkennen die Wahrheit, und das Ziel seines menschlichen Wollens das einzige und höchste Gut ist.

Nicht mehr Gott darf sagen: „Ich bin die Wahrheit", der Mensch sagt es von sich selbst. Auch: „Ich bin das einzige und höchste Gut" gilt nicht mehr, wenn es vom Schöpfer kommt, der Mensch hat sein Wollen zum höchsten Gut der Menschenordnung gemacht.

Somit wurde denn vom Menschen die Ordnung des Dienstes Gottes abgeschafft. An Stelle dessen versuchte man zwei Ordnungen aufzustellen und nach ihnen die Menschheit dem Glücke zuzuführen. Und diese zwei Ordnungen sind die Ordnung der Wissenschaft und die Ordnung der Staatskunst.

In der Wissenschaft ging es dem Menschen nicht nur darum, die Gesetze der Natur seinen Wünschen und seiner Kultur gefügig zu machen. Er ging tiefer. Er versuchte Leben zu schaffen. Er wollte Zellen bauen, denen er Leben und Wachstum einpumpen könnte. Wäre ihm das gelungen, dann wäre er ganz Herr über Leben und Tod geworden und kein Gott hätte seine Rute über ihn schwingen können.

Aber es ging nicht. Lebenszellen hat der Mensch wohl bauen können. Er konnte ihnen jedoch kein Leben einhauchen. Und so mußte denn der Mensch dieses Kapitel seiner Ordnung der Wissenschaft mit den Worten „Wir können es nicht und wir werden es nicht können" schließen. Anstatt durch seine Wissenschaft Herr über die Natur zu werden, blieb er ihr Diener, der nichts weiter tun kann als nur das, was die Gesetze der Natur ihm vorschreiben. Und immer noch kann er sich nicht schützen vor der Rache der Natur, wenn er ihre Gesetze auch nur um einen Bruchteil mißachtet. Die kleinste falsche Berechnung brächte Tod und Verderben. Und wo dem Menschen ein Werk gelingt, da bringt das auch nur dort Segen, wo es nach den Geboten benutzt wird, die das Weltall ins Dasein riefen. Und diese Gebote heißen: Die Wahrheit und die Güte des Schöpfers.

Die Wissenschaft ohne diese zwei Gesetze hat die Menschheit nicht glücklich gemacht. Sie konnte bis jetzt nicht viel Leben geben. Das Leben, daß uns die moderne Medizin zum Beispiel bis zum heutigen Tage erhalten konnte, ist fast nichts im Vergleich zu den ungezählten Gräbern und grablosen Verscharrungen, die durch andere Errungenschaften der Wissenschaft verursacht wurden.

Die Ordnung der Staatskunst sollte diesem abhelfen. Man wollte in Frieden und in Ruhe genießen, was die Natur so freudig hingibt und die Wissenschaft so stolz erbaut. Man sah schon seit langem, daß das Glück der Menschheit von der guten oder schlechten, von der gerechten oder von der ungerechten Bewirtschaftung der Güter und des Segens der Schöpfung abhänge. Gut und gerecht diese Wirtschaft zu führen, wurde Aufgabe der Ordnung der Staatskunst.

Aber hier verlor sich der Mensch wieder einmal in seinem eigenen Denken und Wollen. Seine hohen Worte von Brüderlichkeit, Freiheit und Gleichheit halfen ihm nicht viel, denn sie waren gleich von Anfang an gestellt auf dem Grundsatz der Selbstsucht und der absoluten Freiheit von der Quelle aller Gerechtigkeit und Gleichheit, nämlich von Gott, der weder Klassen kennt noch Nationen oder Rassen, sondern nur den Menschen.

Wo sind wir mit unserer Staatskunst hingeraten? Man hatte im Sinn, mit dieser menschlichen Macht in der Welt genau dasselbe zu tun, was der November jedes Jahr vollbringt. Man wollte fortfegen das Alte, damit Neues wachsen könne. Der November weiß genau, womit er aufzuräumen habe. Kein Blatt und kein Halm, der seine Aufgabe erfüllt, bleibt von ihm verschont. Alles fegt er fort, hinaus in die weiten Felder, wo es sich aber nicht im Nichts verliert, sondern zur Nahrung des neuen Lebens wird, das bereits seine Keime im Boden zu schlagen beginnt. Das Leben selbst tastet der November nicht an. Im Gegenteil: Er führt ihm neue Nahrung zu und legt alle Wege frei, die

der Entwicklung der ewigen Naturgesetze vonnöten sind.

Anders macht es der Mensch. Auch er ruft brausende Stürme herbei, die das Alte ein für alle mal fortblasen, damit Neues und Besseres wachsen könne. Er weiß aber nicht, was das Alte ist, das er fortblasen soll, und er kennt auch nicht das Neue, das er aufbauen möchte. Wohl sagt man heute, das Alte, das fortgeschafft werden müsse, sei die Ungerechtigkeit, und das Neue, das aufzubauen sei, die Gerechtigkeit.

Um zu verstehen, wieviel Wahres und wieviel Unwahres an diesen zwei Worten ist, müssen wir zurückgreifen in die großen Jahrhunderte der Reformation und Aufklärung. Damals begann der Mensch, das, was er als „alt und unzeitgemäß" betrachtete, aus seiner Lebensordnung auszuschalten. Bis zu jenen Jahrhunderten war die religiöse Lebensordnung gültig, die sich nach den Wahrheitsgesetzen Gottes richtete.

Diese Lebensordnung schaltete man aus, um an ihre Stelle die Ordnung der Wissenschaft und der Staatskunst zu setzen. Und die Menschheit machte reine Arbeit. Sie fegte nicht tote Blätter fort, wie der November es tut, sie nährte das Neue auch nicht mit dem Alten, wie die Herbststürme die faulenden Kräuter und Blätter auf die Felder blasen, damit sie sich dort zersetzen, um den jungen Keimen neue Aufbaustoffe zu geben: Der Mensch versuchte, das Alte, die religiöse Ordnung, ins Nichts zu blasen. Sie sollte für ihn nicht mehr bestehen. Sie sollte verschwunden sein vom Erdboden und nicht einmal ein Schatten sollte von ihr übrig bleiben.

Die Religion fortzuschaffen gelang nicht. Es hat die Menschheit es aber fertig gebracht, ihrer Ordnung allen führenden Einfluß zu nehmen. Im privaten Leben gibt es wohl immer noch Religion. Das öffentliche Leben aber, die Philosophie, die Moral, die Wirtschaft, Wissenschaft und Politik, mit einem Worte: Das ganze kulturelle Leben der sogenannten modernen Zeit ist vollständig frei von ihr. Dort gibt es keine religiös durchgeistigten Gesetze der Wahrheit und des Guten mehr. Die Ordnung der Wissenschaft und der Staatskunst bestimmen, was gut ist und wahr und gerecht.

Ein Geist nur hat in der religiösen Ordnung geherrscht, und das war Gott. Deswegen gibt es in dieser Ordnung auch nur eine einzige Wahrheit, eine einzige Güte und auch nur eine einzige, allen Menschen und Völkern gültige Gerechtigkeit.

Die Ordnung der Wissenschaft und Staatskunst wird von ungezählten menschlichen Geistern geführt. Jeder dieser Geister hat seinen eigenen Stolz, seine eigene persönliche, nationale und wirtschaftliche Eigensucht und darum auch seine eigene Idee von Wahrheit, Güte und Gerechtigkeit.

In dieser „neuen Ordnung" leben wir. Wir wollen Gerechtigkeit, können uns aber nicht einigen, was denn eigentlich der Maßstab aller Gerechtigkeit ist. Wir wollen fortschaffen alle Ungerechtigkeit, da stehen aber uns Menschen entgegen, die Armeen haben und die uns warnen, nicht anzutasten, was wir fortblasen möchten, da so ein Vorgehen ungerecht wäre und sie kein ihnen angetanenes Unrecht zu erleiden gewillt seien.

Die alte Ordnung der Religion hat Leben gegeben und sie gibt es heute noch. Sie hat die Macht, wahrheitstreue, gute und gerechte Menschen in die Welt zu stellen und mit ihnen auch Wahrheit und Güte und Gerechtigkeit der Menschheit zu geben.

Unsre „neue Ordnung" der Wissenschaft und

Schluß auf Seite 29

Totenmonat

Wie der November läßt das Laub vom Baume
fallen,
So reißt der Tod dahin auch unser Leben;
Was mag der Seele Weg und Ziel noch geben
Durch Herbstesgrau und Nebelwallen?
Halt' Einkehr still bei dir,
Den Winter lang im Erdenschoß zu nächtigen,
Was denn sind anders wir
Als Blätter in den Händen des Allmächtigen.

Hanns Hermann Cramer von Bessel

Introibo

Eine Legende aus der Bretagne

von Marie Koenen

Es ist in der Allerseelennacht.

Rivalain liegt mit geschlossenen Augen und gefalteten Händchen in seinem Bett und kann nicht schlafen.

In dem großen, alten Hause ist es immer stiller geworden. — Mutter, Vater, die alte Anne, die kleinen Schwesterchen schlafen alle — und das nächtliche Dunkel erfüllt jetzt alle Winkel und hockt hinter allen Türen hier drinnen und auch draußen. Das Dunkel herrscht in der Stadt, sowohl im Dome als auch in dem Hafen, es lagert sich in den Schiffen und hüllt diese ein.

Rivalain möchte viel lieber schlafen, anstatt in dieser finsteren Stille wachzuliegen. Aber der Schlaf will sich nicht einstellen.

„Das kommt daher, weil ich nicht genug für die Armen Seelen betete," fällt ihm plötzlich ein, und er befindet sich, während er seine Vaterunser spricht, unserem Heiland gegenüber in Verlegenheit, weil er nicht früher mit diesen Gebeten begonnen. Das Beten vergessend lag er da und hatte immerzu an das gedacht, was die alte Anna heute Abend in der Küche von dem alten Ankou erzählte, dem Letzten, der im Spätjahr im Kirchspiel gestorben und als Handwerker von dem Tode, mit einer Sense auf der Schulter, zur Erde zurückgesandt wurde, um die Seelen der Abgeschiedenen zu holen. Sie erzählte, wie man in allen Dörfern und Weilern der Bretagne in der heutigen Allerseelennacht das Feuer in allen Herden brennen läßt und Pfannkuchen, frisches Brot und Käse auf die Fensterbänke stellt, die für die Armen Seelen bestimmt sind, die hinter dem Ankou her über die finsteren Wege wandern und nach dem Hause suchen, in welchem sie früher wohnten.

„Tun sie das auch hier in Quimper?" hatte Rivalain gefragt. Aber seine Mutter, die grade in die Küche kam und es hörte, hatte ihn in den Arm genommen. „Das geschieht nur noch in den Wäldern und an der Meeresküste, mein Junge. In den Städten ist es dazu zu hell und zu lärmend für die Schatten der Toten."

Rivalain ist neun Jahre alt, Schüler und Meßdiener, und schon lebensklug genug, um an der Mutter Stimme zu hören, daß sie nur so redete, um ihn zu beruhigen.



Vor dem Begräbnis

Und doch ist es nicht aus Angst, daß er wach bleibt, sondern erstens nur deshalb, weil er vergessen hatte, zu beten, und jetzt, weil er nicht schlafen will, während er betet: „Herr, gib ihnen die ewige Ruhe, und das ewige Licht leuchte ihnen . . ."

Er murmelt dieses immer wieder von neuem mit geschlossenen Augen und gefalteten Händchen. Plötzlich fährt er auf und lauscht mit angehaltenem Atem.

Klopfte jemand an sein kleines Fenster? Abermals hört er das merkwürdige Pochen, — nicht ein Klopfen mit dem Finger oder einer Faust, sondern leichter und schneller — als poche ein Vogel mit dem Schnabel an die Scheibe.

Das kann nichts anderes als ein Vogel sein! Revalain liebt alle Tiere und besonders die Vögel. Er kann den Gedanken nicht ertragen, daß sich da zum Beispiel eine so liebe Seemöve in der Nacht verirrt hat. Vielleicht ist sie gar verletzt oder krank . . ."

Schon verläßt er sein Bett, läuft mit bloßen Füßen zum kleinen Fenster und öffnet es vorsichtig, um den Vogel nicht zu erschrecken. Aber als er nun die Hände ausstreckt, ihn zu greifen, ist von einem Vogel nichts zu bemerken. Wohl bewegt sich vor ihm auf dem Kirchplatz im Mondesschein etwas Weißes vor seinen Augen. Er vernimmt plötzlich zu Seiten der zwei nach der Front zu liegenden Kirchtürme eine greisenhaft klagende Stimme: „. . . Introibo . . ." Und als er jetzt scharf hinschaut, unterscheidet er dort vor dem Portal die Gestalt eines Priesters im Meßgewand. Auf seiner schwarzen Kasel befindet sich ein großes weißes Kreuz, und in seinen Händen hält er den mit einem schwarzen Tuche bedeckten Kelch.

„Ach," denkt Rivalain, „er will für die Armen Seelen in der Nacht eine Messe lesen und findet zu dieser ungewohnten Stunde keinen Meßdiener. Wie gut, daß ich ihn bemerkte." Ohne sich einen Augenblick zu bedenken, springt er zum kleinen Fenster

hinaus. Das geht so leicht und bequem, als ob er schwebe. Und wie klar ist die Nacht. Über den doch ganz leeren Kirchplatz geht ein Flüstern und Seufzen, als beteten viele Menschen. „Es sind doch die Armen Seelen," denkt Revalain. Aber anstatt sich zu fürchten, ermutigt ihn der Gedanke, noch schneller weiterzueilen. Er weiß ja gewiß, daß dieser Priester seine nächtliche Messe für ihre ewige Ruhe lesen will.

„Introibo ad altare Dei."

Rivalain kniet schon hinter der schwarzen Schattengestalt in dem Portal und antwortet mit seiner klaren Kinderstimme: „Ad Deum qui laetificat juventutem meam." Er spricht diese Worte viel lauter und froher als morgens in der Messe des Kaplans, um dem klagenden Mann, der das, was er ersehnt, nicht vermag, zu verstehen zu geben, daß er gekommen ist, ihm zu helfen.

Als die letzten Silben der Antwort über seine Lippen kommen, öffnet sich die Kirchentüre. Und sie befinden sich nicht mehr vor dem Portal, sondern vor dem Altar. Er ist mit Trauerfloren behangen, und alle Kerzen brennen. Wie ganz von fern und ganz unwesenhaft spielt die Orgel, wie auch der Chor der Männer und Knaben das „Requiem" singt, während wieder das Flüstern und Seufzen beginnt, als befände sich im Mittelschiff, in den Seitenschiffen und Kapellen Schulter an Schulter eine dichtgedrängte Menge Betender.

Rivalain kniet hinter seinem Messingkandelaber. Alles ist so sonderbar und phantastisch in der Nacht, daß es ihm viel Mühe kostet, gut aufzupassen. Doch jede Dienstreichung wird zur rechten Zeit geleistet, und er weiß zu antworten, ohne zu stottern.

Als er das Meßbuch herumträgt, wirft er einen Blick durch die Kirche, ohne daß ihm dieses bewußt wird. Wie er bemerkt, sind alle Bänke, Reihe auf Reihe, besetzt. Es sind weiße Gestalten, die hier knien. Die Häupter sind mit dem gespensterhaften Mantel bedeckt, der auch ihre Glieder umhüllt. Hohle Augenhöhlen ohne Augen starren ihn flehend an. Er braucht niemand mehr zu fragen. Er sieht es und weiß es: dies sind sie, es sind wahrhaftig und wirklich die gläubigen Seelen aus dem Fegfeuer. Doch er fürchtet sich keineswegs, er fühlt sich glücklich, bei diesem Requiem dienen zu dürfen, das ihnen vielleicht für immer die Pforte des Himmels öffnen wird.

Doch der Augenblick ist gekommen, daß er mit den Gefäßen zur Handwaschung antreten muß. Die dürren Finger eines Skeletts strecken sich danach aus, und als er aufblickt, schaut ihn der Priester mit den gleichen abgrundtiefen, hilflosen und doch so



Die Jubiläumsfeier des hochw. P. A. Forner O.M.J.

Erste Reihe von links nach rechts: P. A. Forner O.M.J., Sr. Exz. J. Lemieux O.P., Bischof von Gravelbourg ,Sask., P. P. Bieler O.MJ.

Zweite Reihe: P. J. Fetsch O.M.J., P. B. Heintze O.M.J., P. Jos. Schneider O.M.J.

Dritte Reihe: P. H. Vermel O.M.J., P. J. Watschel O.M.J., P. G. Violini.

flehenden Augenhöhlen an wie die Schatten in der Kirche.

Ohne Furcht und Zittern blickt Rivalain bei dem Sichumwenden und Wiederzurückkommen nur auf das Tabernakel.. Weshalb soll er sich in Gottes Gegenwart fürchten, da er doch tut, was er muß, und dies doch das einzige ist, was er tun kann, den Armen Seelen zu helfen? Er zeigt nicht mehr wie vorhin ein verlegenes Wesen vor unserem Heiland, als er vergessen hatte, für sie zu beten.

„Sanctus, sanctus, sanctus," singt der Chor. Doch als der Priester den Kelch segnen will, verschwindet plötzlich seine Gestalt, Schatten zerfließt in Schatten, und Rivalain kniet dort allein auf der Altarstufe und schaut zu dem Kelch empor, der dort wie die Sonne strahlend vor dem Tabernakel steht.

„Sanctus, sanctus," betet er jetzt ganz allein in dem großen, hohen Dome. Er kann nicht anders, er streckt die Hände nach diesem Lichte aus, das doch Form und Festigkeit besitzt, nach dem Kelch, der das Blut Jesu enhält, das für alle vergossen ward zur Vergebung der Sünde.

Gerade, als seine Hände den Fuß des Kelches umfassen und er nicht klagend, sondern wie mit einem Jubelruf nun seinerseits das „Introibo" spricht, öffnen sich seine Augen, und er befindet sich in seinem Stübchen und liegt in seinem weißen Kinderbett.

„Hast du geträumt, Rivalain?" Es ist die Mutter, die sich über ihn neigt und sanft ihre Hand auf seine Stirne legt.

„O," seufzt er, benommen den Kopf am Mutterherzen bergend, „ich glaube, Mutter, ich darf Priester werden."

„Das gebe Gott, mein lieber Junge," murmelt die Mutter, ihn in die Arme schließend.

Wie vermag sie es, ihm zu sagen, daß sie, schon bevor er geboren wurde, unaufhörlich darum betete, daß der Sohn Priester werde, um die Sünde ihres Vaters, seines Großvaters, zu sühnen, der seine Bestimmung zum Priester verleugnete?

„Es klopfte an mein Fensterchen, Mutter. Aber nun weiß ich's: es war keine Möve, die mit ihrem Schnabel anpochte, — es waren die Knöchel einer Totenhand, die arme Seele eines Priesters, der kein Priester war . . ."

Zögernd und stotternd erzählt ihr Rivalain seinen Traum, und warme Tränen fließen über ihr Gesicht.

Als er schon lange wieder schweigt und schläft, sitzt sie noch immer, seine Händchen in den ihren haltend, auf dem Bettrand. Sie grübelt in der Allerseelennacht über die Gemeinschaft der Heiligen, indem sie unaufhörlich für die in Not befindliche Seele betet, die noch mehr als ihre Gebete das Sühneopfer einer Seele braucht, die auf Erden erfülle, was sie versäumte.

Feinde der Wahrheit

P. Jos. Schneider O.M.J.

Ein jeder kennt den Ausruf des Pontius Pilatus am Karfreitag Morgen: „Quid est veritas!" Verächtlich rief er es dem Heiland zu. Als wollte er sagen: Wahrheit gibt es ja garnicht; und wenn du meinst, du seiest für sie geboren und sie zu verbreiten in die Welt gekommen ,dann bist du auf dem Holzweg.

Der römische Statthalter war ein Skeptiker „Zweifler", wie es deren stets in großer Menge gibt. Sie zweifeln an allem. An Wahrheit und Sicherheit. An der Zuverlässigkeit ihrer Augen und Ohren. An der Gesundheit aller Sinne und selbst der Verstandesfähigkeit. Sogar an ihrer eigenen Existenz. Auf alles und jedes haben sie nur die eine Antwort: ignoramus et ignorabimus — wir wissen's nicht und werden's niemals wissen. Es ist eine Art Geistesverwirrung. Sie fühlen sich der Nachteule gleich, die das Licht der Sonne scheut; der's am wohlsten zumute ist in tiefer schwarzer Nacht. Sie lieben es im naßkalten Nebel zu sitzen, während die Sonne königlich über den Bergen leuchtet.

Es gibt noch andere Gegner der Wahrheit; man nennt sie Relativisten. Nach ihrer Meinung ist alles in ewigem Fluß; auch die Wahrheit. Sie machen sie abhängig von den Umständen, so wie die Farbe des Kriechtieres abhängt von dessen Umgebung. Bald ist es gelb, bald grünschillernd, bald gefleckt, je nach dem Fleckchen Erde, auf dem es sitzt; oder je nach dem Wetter und der Umwelt, in der es sich bewegt. So, behaupten sie, ist die Wahrheit in ewiger Wandlung begriffen. Je nach den Völkern, den Zeitaltern, den politisch-wirtschaftlichen Verhältnissen. So daß, was heute wahr ist, morgen falsch sein kann. Was wahr ist in Canada, ist falsch in den Vereinigten Staaten. Was vor tausend Jahren als unbestrittene Tatsache dastand, das hat sich heute zu eitlem Lügendunst verflüchtigt.

Eine dritte Sorte von Wahrheitsgegnern sind die Individualisten. Sie stehn auf dem Boden des Christentums; freilich nicht mit beiden Füßen. Es sind die Stiefbrüder der katholischen Mutterkirche. Sie haben die Freiheit der Kinder Gottes zum Grundsatz der „freien Forschung" verdreht. Sie sind Freidenker (Rationalisten). Fürchten die tiefsten Folgerungen der übernatürlichen Gottesoffenbarung und verabscheuen in ihrer Auslegung jegliche Bindung an eine höhere Autorität. „Lies die Bibel", sagen sie, „und nimm es wie du willst".

Auf dem Weg kam Luther dazu, die 10 Gebote zu verwerfen. Hat irgendwo geschrieben: „Wir müssen sie ganz auf die Seite schieben. Wenn Moses uns damit belästigt, rufen wir ihm zu: mach dich fort damit zu deinen Juden und laß uns damit in Ruh". Er hat auch gepredigt: „Der Glaube allein macht selig „ohne Werke der Barmherzigkeit." Hat es recht kräftig ausgedrückt in einem Schreiben an seinen Freund Schwarzert: „Sündige wacker, aber glaub noch wackerer. Und wenn wir an einem Tag hundert tausend mal Mord oder Ehebruch begehn, es schadet uns nicht, so lang wir Glauben haben".

Unter solchen Voraussetzungen hat natürlich das Lehramt der Kirche seinen Sinn verloren. Deshalb mögen solche falschen Lehrer auch den Papst nicht leiden. Rennen immer wieder an gegen das „Tu es Petrus" im Matthäusevangelium und suchen es mit aller Gewalt zu einem rein menschlichen Einschiebsel zu entwerten. Es gelingt ihnen aber nicht. So versuchen sie auf andere Weise gegen das Papsttum Stimmung zu machen. Nennen den Gehorsam gegen den Papst und seine Entscheidungen Sklaverei oder „römische Verstandesfesseln;" ein „unerträgliches Joch" für einen „gebildeten" Mann. Oder nennen es sogar „wissenschaftlichen Selbstmord"!

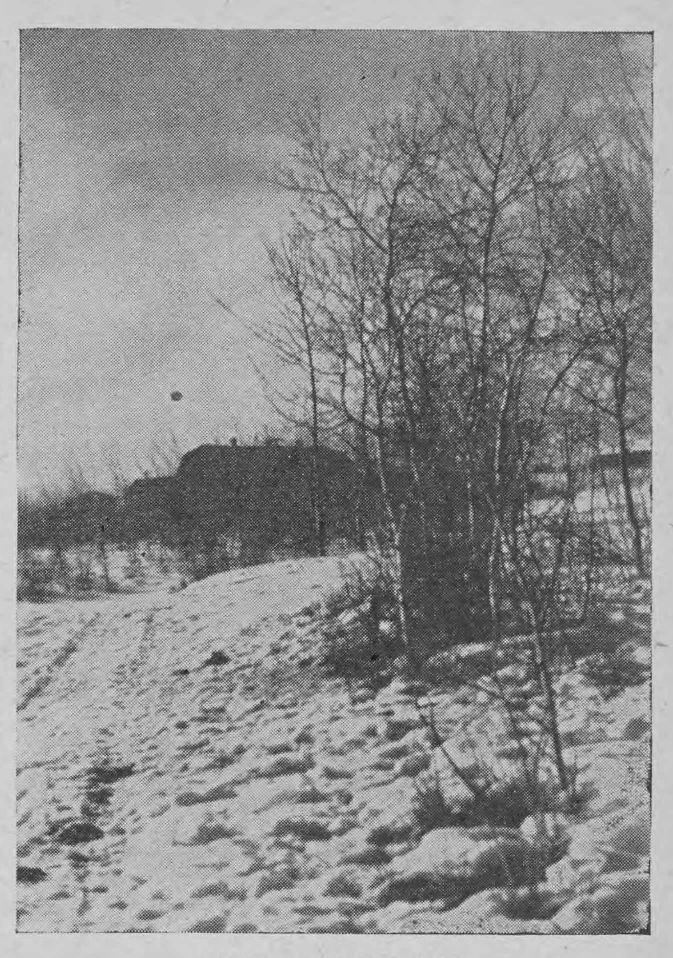
Was sagen wir zu diesen Angriffsformeln? Zunächst verwechseln diese ‚Prediger des Wortes' oftmals beim obersten Hirten der Kirche die Unfehlbarkeit in Sachen der Lehre mit persönlicher Fehlerlosigkeit. Von dieser kann aber gar keine Rede sein. Schlägt doch der hl. Vater im Confiteor am Anfang jeder Messe auf seine Brust: ‚Ich bekenne Gott dem Allmächtigen, allen Heiligen und euch, Brüder, daß ich gesündigt habe, mea culpa, mea maxima culpa . . "Und sein Meßdiener, ob Bischof oder Schulbub, antwortet ihm: „Es erbarme sich deiner der allmächtige Gott, verzeihe dir deine Sünden und führe dich zum ewigen Leben".

Andere dehnen die Unfehlbarkeit des Papstes in Lehre und Sittlichkeit auf alle Gebiete des Lebens aus. Solches hat selbst Bismark getan, der eiserne Kanzler des Ersten Reiches. Er hatte Angst vor einem Papst, der bei 300 Millionen Gläubigen mit unfehlbaren Entscheidungen in die deutsche Politik eingreifen könnte. Welches Mißverständnis!

Genau so irrig ist der Vorwurf der Geistesversklavung. Denn wer in der Welt unterwirft nicht seinen Verstand den Wahrheiten auf geographischem, mathematischem, geschichtlichem und sternenkundlichem Gebiet? Wer beugt nicht sein Urteil den unzähligen Tatsachen und Wirklichkeiten, die auf Erden unveränderlich feststehen? Die von jedem wahllos und unterschiedslos angenommen werden und hingenommen werden müssen. Zum Beispiel das Einmaleins auf der Rechentafel. Oder, daß die Erde sich um die Sonne dreht. Daß von 1939 bis 45 der

zweite Weltkrieg tobte. Daß Italien seiner Gestalt nach aussieht wie ein großer Filzstiefel. Jeder vernünftige Mensch unterwirft seinen Verstand diesen Dingen. Und das sollte Versklavung sein? Nein, sie sind die Wahrheit und deren Annahme befreit von Irrtum und falschen Auffassungen. Wenn solches nun von allen Gebieten der Wahrheitserkenntnis gilt, warum nicht von der religiösen? Sollte sie allein eine Ausnahme sein? Unmöglich! Denn die christliche Religion befaßt sich mit Ergebnissen, Tatsachen und Wirklichkeiten, die ein für alle mal entschieden sind und unbestreitbar feststehen. Man kann sie nicht nehmen, wie man will. Kann sie nicht kneten und drücken und drehen wie es einem paßt. Gerade umgekehrt muß es sein. Der Verstand paßt sich ihnen an! Nimmt sie wie sie sind und unterwirft sich ihnen und wird durch ihre Umarmung frei von Irrtum und Falschheit.

Fragen wir uns nun nach den Quellen solch irriger Stellungsnahmen zur Wahrheit, so finden wir, daß sie alle auf zwei Hauptursachen zurück gehen. Bei manchen kommt sie von falscher Schau. Von einer chronischen Augenkrankheit, die ihnen anerzogen ist; sozusagen eingeimpft durch jahrelange Belehrung in einer falschen Weltanschauung. Oder sie ist die Folge allseitiger Unwissenheit. Sie haben keinen Lehrer oder Freund gehabt, der ihnen den Blick schärfen und alles hätte richtig auslegen können. Sie brauchen einen Arzt, der sich mit großer Liebe des Übels annimmt und es langsam mit unendlicher Zartheit beseitigt. Denn das Auge ist nun einmal sehr empfindlich; das körperliche und nicht weniger das geistige. Sich des Irrtums und der Verkehrtheit überführen lassen müssen, ist für jede Seele stets eine große Demütigung. Viel schlimmer als anerzogene falsche Schau gegenüber der Wahrheit ist bewußte Abneigung gegen sie. Es ist eine böse Willenskrankheit, wenn einer das Licht nicht sehen will. Ich hab schon solche Menschen auf dem Zug getroffen. Sie würden nicht katholisch werden, erklärten sie, selbst, wenn sie die Göttlichkeit der Kirche mit fleckenloser Klarheit erkennten. Das ist Fanatismus, Leidenschaft. Wie kann es so weit kommen? Wir antworten: gleich hinter dem Credo steht der Dekalog (das Zehngebot). Das heißt: so bald ein Mensch den Glauben annimmt, muß er auch Gottes heiliges Gesetz umarmen. Denn, sagt der Heiland, „wer mich liebt, der hält meine Gebote". So muß der Gläubig-gewordene aller Sünde und Ungeradheit entsagen. Was krumm ist in seinem Leben, muß gerade, was uneben ist, muß ebener Weg werden. Das ist aber nun nicht immer so einfach; besonders nicht in Sachen des 6. und 7. Gebotes. An deren Objekten hängt der Mensch oft mit wildester Gier und macht sich oft unbekümmert die unglaublichsten Vorbehalte. Welche Verkehrtheiten gibt es in der Tat in Sachen des 7. Gebotes. Der Tanz ums goldene Kalb nimmt sich heutzutage aus wie eine höllische Besessenheit. Man will Geld machen und Geld schaufeln um jeden Preis. Durch Diebstahl und Unterschlagung; durch Schwindel im großen und kleinen Stil. Und erst das Sextum! Auf dessen Gebiet verlangen tausende unbegrenzte Freiheit zu uferlosem Sichausleben. Das aber ist eine Seelen-Krankheit, die wie ein alles zerfressender Krebs die natürliche Scham und Gutheit des Herzens zerstört. Sie ertötet in ihm den Hunger und Durst nach Wahrheit und Schönheit und zertrümmert in ihm das göttliche Ebenbild.



Buschlandschaft im Winter

Schon die Philosophen (Weltweisen und Weltanschauungsgelehrten) der christlichen Vorzeit haben sich mit den obigen Dingen beschäftigt. Haben auf die Hindernisse hingewiesen, die sich uns auf dem Weg zur Wahrheit entgegenstellen können. Einige von ihnen liegen im Verstand. „Das **halbe** Denken führt zum Teufel; das **ganze** Denken führt zu Gott". Andere krallen sich fest im Willen. Es ist die Bosheit des Nichtsehen-Wollens. Denen aber rufen wir zu: in errore perseverare diabolicum. Seinen Irrtum einsehen und trotz besserer Einsicht in ihm verharren ist unentschuldbare Teufelei. Es ist, um mit dem Heiland zu reden, die Sünde wider den Hl. Geist, die weder in diesem noch jenseitigen Leben Verzeihung finden kann.

„In dem Maße, in dem die Welt schlechter wird, müssen wir besser werden."

vom
Schusterseppel



Liebe Leit:

Jetzt tun mir in eine Zeit lebe, wo daß mir unsre chicken suppers und unsre bazaars hen. In solle Zeit sein alle gude Katholike uffgefordret, die Kerch zu unnerstieße, indem daß sie uf die bazaars gehn und viel Geld spende, und daß sie auch an die chicken suppers teilnehme, fier um dorten gut zu essen. Aus meiner Erfohrung tu ich wieße, wie daß die bazaars und die chicken suppers eine gude christliche Tat sein, vonwege weil der Poter mit das Geld, was dorten einkomme tut, die Schulden bezohle kann und vielleicht auch eine neie Kerch baun.

Ich hob ober auch die Erfohrung, wie daß manche Leit net immer christlich sein, wenn sie uf die bazaars komme oder zu die chicken suppers. Um eich, liebe Leser und Leserinnen, solles uffzuweise, will ich eich ein Stieckel verzähle, was welles sich in unsre Gemeinde zugetroge hot.

Do is also der Zolltner Joe gewest und seine zwei Freind, der Kleb Hannes und Grutner George, was welle Leit seine zwei gude Kollegen gewest sein.

Der Zolltner Joe is eimol, es wor im Oktober gewest und noch der Ernt, vor dem supper uf seinem Weg ham gewest, vonwege weil sein Weib g'sogt hot, daß sie es net gleiche tut, wenn er immer spät für uf das supper kommt.

So is er also gange und hot sein busineß gemeint, da hot er uf eimol seine Freind, den Hannes und den George uf der Straß gemiet. Alle drei hen sie gleich die hands gescheft, und dann sein sie ins G'spräch komme.

„Wie geht's Joe?", hen die zwei ieber den Zolltner gefrogt, und der hot gleich zuriecgebe: „Gut."

„Und was meint's ihr ieber das Wetter, das mir hen?" hot der Hannes gefrogt, und dann hot er zugebe „Wenn desch so weiter geht mit das viele regnen im Spotjohr, dann werde mir farmers nie kein chance net hen, unsre Ernt zu kombeine."

„Desch is richtig", hot der Joe zuriecgebe, „die big shuts, die wo unsren Weizen kontroliere. die tun sich freun, wenn mir keine Ernt net hen, vonwege weil sie dann mit uns machen könne was sie wolln."

Und so hen die drei Freind uf der Straß' gestanne und hen sich ganz unschuldig ieber den Weizen und ieber die Politik unnerholte, bis daß der George g'sogt hot:

„Jetzen, Joe, kommts' mit uns uf meine Farm. Das is nur eine holbe Meil. Mein Weib is net daham und ich hob da eine bottle in meiner car. Mir könne noch ein bissel weiter reden ieber die Zustände, was mir mitmoche mießen."

Der Joe hot nachgedenkt und hot gedocht: Bis fier uf das supper hob ich noch eine halbe Stunde Zeit. Do kann ich noch mitgehn und was trinke.

Und so hot er denn zug'sogt und is mit seine Freind gange.

Nun ober, liebe Leser und Leserinnen, müßt ihr wieße und zur Kenntnis nehme, wie das die menschliche Natur schwach is und das keiner von uns kein Heiliger net is. Die drei Freinde, der Joe, der Hannes und der George, hen auch noch net zu die Allerheiligelitanei zug'hert, und so is es denn komme, daß der Joe bald vergesse hot, wie daß sein Weib mit dem supper uf ihn worte tut. Er hot mit dem Hannes beim George uf der Farm g'huckt und Politik getriebe, bis daß die Flasche leer gewest is. Kein Weib und kein supper is ihm mehr in den Kopf komme.

So an die zwei Stund oder mehr hen die drei getreien Freind g'huckt, bis daß nix mehr net in der Flasche wor. Da hot der Hannes gesproche:

„By George", hot er g'sogt, „jetzen ober fiehl ich hungrig."

„In der anre Gemeind tun sie heit chicken supper hen. George, hol mol deine car und mir fohre h'nieber fier uf das supper."

„Good idea", hot der George gemeint, und alle drei sein gleich h'naus und h'nein in die car.

Wie sie in der Nachborstadt ankomme wore, es sein nur sieben Meile gewest, sein sie gleich in die parish hall gange. Dorten sein plenty Leit gewest und unsre drei Freint hen worte mieße, bis daß ihre turn kommt fier uf das Essen. Und wie sie so gestanne hen und gewortet, da hen sie die ladies aid gewotscht, was welle ladies aid das chicken supper georganisiert hen. Unner diese Weibsleit is auch die Budler Anna gewest, was schon ieber die verzig wor. Vonwege weil sie ober immer g'sogt hot, wie daß sie sich zu die moderne Welt zuschreibe tut, aus soller Ursach hot sie sich gekleidet wie ein junges Madel. Die Röck sein kurz gewest, in spite daß die Anna dicke Fieß g'hat hot und wietige Krampfadern. Fier uf ihre Lippen hot sie plenty lipstick gejust und fier uf das reducen hot

sie viel vitamins gesse. Und weil sie sich zu die moderne Weibsleit zugerechnet hot, aus soller Ursach hot sie nur die englische Sproch gebreicht und hot keine von die Weibsleit net mit Mary oder Agnes oder Rose ange- sproche, ober immer nur Missis.

Diese Budler Anna is uf unsre Freind zukomme, vonwege weil sie g'sehn hot, wie daß jetz room fier uf das Esse frei is, und sie hot die drei in englischer Sproch an- gesproche und hot ieber sie g'sogt: „Please Gentlemen, tut's komme hier." Nun hen ober der Hannes undder Joe net viel von die englische Sproch verstanne, und so is es denn komme, daß sie den George g'frogt hen:

„Was hot sie g'meint?"

Der George hot zurieckgebe:

„Die Anna meint, wir solln mit ihr gehn, vonwege weil sie uns ein Platz uffweise will."

Wie der George ober desch g'sogt hot, da is die Anna wie wietig ieber ihn gefohre und hot in englischer Sproch ieber ihn gerufe:

„Ich bin fier eich keine Anna net, ich bin die Missis Budler ,daß ihr's wieße tut,, und wenn's ihr keine Weibs- leit und ladies net respekten könnt, dann geht's nur gleich ham."

Der Hannes und der Joe hen kein Wort net ver- stanne, was die Anna g'sogt hot. Sie hen ober gemerkt und genoticed, wie das da was net in order is. Die Anna hot nämlich laut gesproche und is ganz rot geworde, und sie hot so mit ihren Kopf geschiettlet vor lauter Uffre- gung, daß man hot ihr powder wie dust von ihrem G'sicht hot fallen sehn.

„Was is denn mit der?", hot da der Hannes ieber den George g'frogt, und der George hot auch gleich zu seine Freind explained, was die Anna g'sogt hot. Wie der Hannes desch g'hert hot, da hot er gleich ieber seine Ka- meroden gemeint:

„Jetzen tut mich ober ein ehrlicher Zorn packe." Und dann hot er ieber die Anna geschrien: „Du Huhn, du ver- rucktes. Missis solln mir dich heisse? Mir alte Männer, was schon graues Hoor hen und latsa responsibilities? Dasch ich dir net gleich eins ins G'sicht schlog, in dein ver- pudertes, du Kuh, du damliche."

Der George hot den Hannes stoppen machen wolln, vonwege weil er geferchť hot, wie daß ein großes exitment entstehe könnt. Ober der Hannes hot sich net stoppe ge- laßt und sein ehrlicher Zorn is ihm durchgange.

Die Anna ober is weißer worde als ihr powder wor. Dann is sie wieder rot im G'sicht worde, hot ihr Maul uffgeriesse, und grad, wie die drei Freind gemeint hen, wie daß sie jetz ihr Maul in schrecklicher Weis werd jusen, da hot sie es wieder zug'mocht. Die drei Freind sein ver- wundret gewest, vonwege weil die Anna wohl nix net soge tut. Solles Verwundre is ober net gut gewest und die Freind sein arglos gewest und hen sich net uf Weiber- list, uf diese grieneigige und falsche, verstanne. Hätten sie was von diese Weiberlist verstanne, dann hätten sie ge- wießt,wie daß es besser sei, gleich aus der hall h'nauszu- springe und net mehr zurieckkomme. So ober hen sie ge- stanne und hen nix net gewießt von dem großen danger, in was wellen sie gewest sein.

So hen sie denn mit zornige G'sichter gestanne und hen die Anna gewotscht. Die ober is uf die drei Freind zukomme und hot alle drei so nah ins G'sicht g'schaut, daß sie mit ihre Nase fast an die Nasen von unsre drei Freind komme is.

Die hen immer noch nix Böses net geahnt, bis daß die Anna uf eimol ufg'schrien hot:

„Weibsleit, schnell doher, die da hier sein b'soffe und tun mich anständige Frau, was in Ehren verheirot is und Kinner groß ziehn tut, belästige. Weibsleit, zu Hilf."

Es gibt nix net Ärgeres, als solle Worte unner die Weibsleit zu rufe. Desch hen der Joe, der Hannes und der George an sollen Obend erfohre. Denn wie die Anna g'rufe und g'schrien hot, da sein alle ladies aid doher- sprunge komme, die junge und die alte, die fetten und die was moger wore, und sie hen sich um die drei Freind ge- stellt und hen g'schrien und g'schimpft, bis daß der George, was seine Mannesehre hot wollen retten, g'rufe hot:

„Wenn's ihr Weiber net gleich do weg geht und uns einen Ausweg gebe tut, dann tu ich schloge."

Desch hätt der George net soge solln. Ich, liebe Le- ser und Leserinnen, wo ich Erfohrung hob mit die Weibs- leit, ich hätt solles net g'sogt. Ober der George hot's doch getan und das is sein Verderb gewest. Denn die Weibs- leit sein jetz wild worde und sein uf die drei zu mit die Feist, mit towls und viele wietige Worte. Es hot die drei eine lange Zeit g'nomme und viel von ihre Kraft, bis daß sie sich aus die wietige Weibsleit hen rausschloge könne. Und wie sie selles vollbracht hen, da sein sie gleich uf die car und heim.

Daham is es ober wieder los gange. Denn es is keine Stunde net gewest, da hen alle Nachborn durch's Telephon gewießt, wie daß der Joe, der Hannes und der George sich b'suffe hen und daß sie dann h'nieber sein zum chicken supper, fier um die ladies aid zu verfiehre. O, liebe Leser und Leserinnen, is das arg gewest fier die drei Freind. Denn ihre Weiber sein keine T.B. candidates net gewest, sie hen gude Mäuler g'hat und sein so stark gebaut gewest, daß keiner von die drei Freinde es hot ge- wogt, sein Weib anzurühre und zu verprügle für all die Wort, was sie sich von ihne hen anhöre müssen.

Der Joe ober hot mir nochher verzählt:

„Seppel", hot er g'sogt, „ich bin uf der Straß gange und hob mein eigenes business gemeint. Und da schaut's was rauskomme is. Meine Ehr is jetzen kaputt und ich bin kein geachteter Mann mehr. Dem Poter kann ich net mehr in die Augen schaun aus lauter Schand."

Ich ober, liebe Leit, was ihr meine story lese tut, ich sog: Meint's eier eigenes business besser, als wie daß der Joe es gemeint hot. Wenn eire Weibsleit soge: Kummt fier uf das supper, wenn das supper fertig is, dann is es eier busineß, ham zu gehn. Die Politik, die kann worte. Die Weibsleit ober tun net iemmer worte, und wenn's ihr net uf sie höre tut, dann kommt ihr in arg schlechte troubles, was welle troubles ich keinem von eich anwiensche, indem daß ich eich alle grieße.

Euer Schusterseppel.

Menschen in der Todesstunde

Im menschlichen Leben gibt es eine Stunde, in der unbitterlich die Maske der Lüge und Täuschung vom Gesicht gerissen und die nackte Wirklichkeit zutage kommt: das ist die Sterbestunde. Da kommt der Tod. Gewaltsam entreißt er uns Ehre, Macht, Reichtum — nichts wird dem Menschen gelassen. Kinder werden den Eltern, Eltern den Kindern, Freunde den Freunden genommen; da hilft kein Klagen, kein Umklammern, kein Händeringen, umsonst ist jeder Widerstand gegen diesen furchtbaren Raub, diese erbarmungslose Trennung. Dem aller Güter beraubten und von allen Menschen verlassenen Sterbenden fällt es jetzt wie Schuppen von den Augen: weit hinter ihm liegt die Welt und vor ihm — Gott und die Ewigkeit und sonst nichts mehr. Wer freilich sein Leben im Angesichte Gottes gelebt, für den ist der Stachel des Todes und der Todesstunde genommen, der wird nicht mit Zittern und Beben, sondern mit Freude und Hoffnung über jene Schwelle treten, über die es ein Zurück nicht mehr gibt. Der als Sprachwunder weltberühmt gewordene Kardinal Mezzofanti sprach im Sterben die erbaulichen Worte: „Lasset uns ein **Gloria Patri** sagen und dann in den Himmel eingehen." Franz von Assisi hieß den „Bruder Tod" willkommen. Alle Martyrer gingen jauchzend in den Tod, nicht nur zu Neros Zeiten, auch die in Rußland und Spanien verfolgten Christen wußten zu sterben mit einem **„Gloria Patri"** auf den Lippen. — Wie ganz anders begegnen Menschen dem Tode, die ein Leben ohne Gott oder gegen Gott geführt haben! Nur einige Beispiele seien hier angeführt; das Sterben von Menschen, deren Namen in die Geschichte eingegangen sind und deren Lebensarbeit eine Kampfansage war gegen den Gottesglauben.

Voltaire, der Glaubensspötter, wurde einige Zeit vor seinem Tode von schwerer Krankheit heimgesucht. Da ließ er den Priester kommen und beichtete. Aber kaum genesen, wurde er der alte Sünder. Als es mit ihm 1778 wirklich zum Sterben kam, hielten die „Freunde" Voltaires jeden Priester von seinem Sterbezimmer fern. In einem gräßlichen Anfall von Verzweiflung gab er seinen Geist auf. „Ich fühle eine Hand," so schrie er, „die mich erfaßt und vor den Richterstuhl Gottes zerrt, der Teufel ist da und will mich packen, ich sehe die Hölle, o verbergt sie mir!" Der Marschall Richelieu machte sich davon mit den Worten: „Wahrhaftig, das ist arg, das kann man nicht mit ansehen."

David Friederich Strauß, der Gottesleugner, schrieb kurze Zeit vor seinem Tode: „Der Wegfall des Vorsehungsglaubens gehört zu den empfindlichsten Einbußen, die mit der Lossagung und dem christlichen Kirchenglauben verbunden sind. Man sieht sich in der ungeheuren Weltmaschine mit ihren eisernen, gezahnten Rädern, die sich tosend umschwingen, ihren schweren Hämmern und Stampfern, die betäubend niederfallen, in dieses furchtbare Getriebe wehr- und hilflos hineingestellt, keinen Augenblick sicher, bei einer unvorsichtigen Bewegung von einem Rade erfaßt und zerrissen, von einem Hammer zermalmt und zerschmettert zu werden. Dieses Gefühl des Preisgegebenseins ist wirklich entsetzlich."

Schopenhauer, der Philosoph, rief während seiner letzten Krankheit, von heftigen Schmerzen geplagt, öfter aus: „O Gott, o mein Gott!" Als der Arzt ihn fragte: „Existiert denn ein Gott für Ihre Philosophie?" erwiderte er: „Die Philosophie ohne Gott reicht in den Schmerzen nicht aus; es soll, wenn ich wieder gesund bin, anders werden."

Nietzsche, der große Denker, rief noch vor Ausbruch seines Wahnsinns jammernd aus: „O komm zurück, du unbekannter Gott!"

Anatole France, der Marxist, ein Verächter jeder Religion, der ganze Bücher nur zu dem Zwecke schrieb, um Gott und Kirche zu verhöhnen, faßte im Sterben zitternd die Hände seines Sekretärs und, Tränen in den Augen, seufzte er: „Es gibt auf der ganzen Welt kein so elendes Wesen,

Am Grabe meines Vaters

Von M. Claudius

Friede sei um diesen Grabstein her!
  Sanfter Friede Gottes! Ach, sie haben
Einen guten Mann begraben,
  Und mir war er mehr;
Träufte mir von Segen, dieser Mann,
  Wie ein milder Stern aus bessern Welten!
Und ich kann"s ihm nicht vergelten,
  Was er mir getan.
Er entschlief; sie gruben ihn hier ein.
  Leiser, süßer Trost, von Gott gegeben,
Und ein Ahnden von dem ew'gen Leben
  Düft' um sein Gebein!
Bis ihn Jesus Christus, groß und hehr!
  Freundlich wird erwecken, — ach, sie haben
Einen guten Mann begraben,
  Und mir war er mehr.

wie ich es bin. Man hält mich für einen glücklichen Menschen. Ich war aber nie in meinem Leben glücklich, keinen Tag, keine einzige Sekunde." Dabei aber war Anatole France reich, lebte in seiner komfortablen Villa sehr verschwenderisch und war angesehen und gefeiert. Nach seinem Geständnis fehlte ihm allerdings die Hauptsache — der Friede mit Gott.

Die Sprache unserer Allerseelenfriedhöfe ist eine Mahnung, durch ein christlich gelebtes Leben uns auf einen guten Tod vorzubereiten. Es ist schon so, wie ein alter Hausspruch in Ried uns sagt: Ach Gott, hilf mir erwerben, christlich zu leben und selig zu sterben; christlich gelebt und selig gestorben, ist ja genugsam auf Erden erworben.



Die Kirche von Goodsoil, Sask.

Warum ist der Marienbote jetzt teurer?

Viele Leute fragen uns, warum der Marienbote jetzt $2.00, und nicht mehr $1.00 koste. Sie meinen, wenn sie zwei Dollar zahlen sollen, dann müßten sie auch den Marienboten zweimal im Monat bekommen.

Hier ist unsere Rechnung:

1—Das Papier ist im Laufe des vergangenen Jahres teurer geworden. Man hat uns benachrichtigt, daß man jetzt aufhören wolle, das Papier herzustellen, das wir für den Druck des Marienboten gebrauchen. Wenn wir dieses Papier nicht mehr erhalten können, werden wir Papier kaufen müssen, daß uns zwei bis drei mal so viel kosten wird, als wir gegenwärtig zahlen. Das heißt, wir werden im Laufe des Jahres ein paar hundert Dollar mehr Auslagen haben.

2—Die Arbeitslöhne sind heute fast doppelt so hoch, als sie es noch vor zwei Jahren waren. Unsere Angestellten arbeiten fünf Tage in der Woche, wir müssen ihnen aber für fünf und einen halben Tag Lohn bezahlen.

3—Wir haben den Marienboten bereits im Sommer um acht Seiten vergrößert. Gerne möchten wir heute schon noch weitere acht Seiten zugeben, können aber das Papier nicht bekommen.

4—Bei den heutigen Verhältnissen könnten wir für einen Dollar per Jahr nur einen Marienboten von höchstens zwanzig Seiten liefern. Der gegenwärtige hat 48 Seiten, und es sollen ihm noch 8 Seiten zugegeben werden, sobald wir genügend Papier haben.

Wir müssen jetzt zwei Dollar per Jahr von unseren Lesern nehmen, oder wir würden uns gezwungen sehen, den Marienboten aufzugeben. Und das hieße, daß es wieder einmal ein katholisches Blatt weniger in der Welt gäbe. Können wir Katholiken uns das erlauben?

Zahlen wir also $2.00 per Jahr.

Kamele rauchen gern

Es gehört zu den wenig bekannten Tatsachen, daß Kamele gerne rauchen. Die Wüstenbewohner nun, die mit den Tieren oft Tage lang die längsten Strecken durchwandern, finden in ihnen ausgezeichnete und sehr strapazfähige Zug- und Tragtiere. Manchmal aber werden sie plötzlich störrisch und sind dann unter keinen Umständen zu bewegen, weiterzugehen. Dann gibt es nur ein Mittel, die Tiere wieder in Bewegung zu bringen. Man befestigt ihnen vor dem Maul ein kleines Brett mit einer kreisrunden Öffnung, in das eine Zigarre gesteckt wird. Nun lockt man das Tier, indem man ein Zündholz anzündet. Sofort erhebt es sich. Die Zigarre wird sozusagen als Lohn in Brand gesteckt und das Tier saugt genießerisch und entzückt den Rauch ein, und läßt sich willig weitertreiben. Es raucht ein große Zigarre in wenigen Minuten zu Ende, bleibt aber dann oft den ganzen Tag lang willig und zufrieden.

Zum Gedaechtnis

von P. Phil. Funke O. M. J.

Am 2. Oktober 1946 starb zu Regina der hochw. Pater Hubert Hermes O.M.J. Derselbe war geboren am 12. April 1879 im Rheinland, Deutschland.

Wieder einer unserer „Pioniere" in der Ewigkeit. Wieder, so wie in den letzten Jahren, lesen wir: Pater, geboren — machte seine Studien — und so weiter, es klingt alles gleich, bei dem Einen wie bei dem Andern. Und doch, welch eine ganze Geschichte birgt sich hinter den kurzen Worten, erkennbar nur für die, welche dem Verstorbenen nahegestanden haben, welche ihn am Werke gesehen haben während der langen Jahre seiner gesegneten Priestertätigkeit. Da wir das Glück gehabt haben, Pater Hermes nahezustehen, möchten wir mit wehmütigem Herzen einen Rückblick machen auf die verschiedenen Lebensstufen, welche der Verstorbene durchlaufen hat in den 68 Jahren seines Lebens. Wir haben ihn ja auf allen diesen Stufen gekannt und schätzen gelernt, und möchten bei diesen Rückerinnerungen zugleich ein Bild entwickeln von dem reichen Charakter und der segensreichen Tätigkeit dieses Priesters Gottes, der wie wenige geliebt und geachtet wurde von allen, die mit ihm in Berührung kamen.

Pater Hermes war ein Kind der Eifel. Es ist ein hartes und rauhes Land, wo der Farmer mit schwerer Arbeit dem unfruchtbaren Boden das tägliche Brot abringen muß. Rauhe Eifelstürme, gegen die man die Häuser durch haushohe Buchenhecken schützen muß; ein stilles, einsames Land, wo die Leute auch still in sich selbst verschlossen sind, aber auch gelernt haben, mit festem, ausdauernden Willen gegen die Stürme des Lebens anzukämpfen. Und dies war der Grundzug des ganzen Lebens unseres Pater Hermes. Folgen wir ihm und sehen wir, wie sich dieser Grundzug seines Wesens langsam unter dem Einfluß der Gnade des Ordens- und Priesterlebens zu einem herrlichen Charakterbild entwickelte.

Wir finden Pater Hermes wieder in Rom. Er war dorhin gesandt worden von seinen Obern nach Vollendung seiner Vorstudien in unserem deutschen Juniorate von Valkenburg, um sich auf den Priesterstand vorzubereiten. Drei Jahre nachher kamen wir selbst dahin, und kannten ihn kaum. Still und ernst tat er seine Pflicht, aber er ging seine eigenen Wege. Nur wenigen war es vergönnt, ihn innerlich kennen zu lernen, und diese schauten mit Hochachtung auf zu ihm, und blieben seine Freunde für das ganze Leben. Dann kam die schwerste Prüfung seines Lebens über ihn, und wir lernten ihn alle kennen und lieben. Er hatte mit Auszeichnung seine philosophischen und theologischen Studien vollendet, und sich den Doktorgrad erworben, und stand vor seiner Priesterweihe. Aber seine Obern konnten seinen stillen verschlossenen Charakter nicht verstehen, der so ganz anders war als man es bei Franzosen und Italienern gewohnt war, und so zögerten sie, unseren Pater Hermes zur Priesterweihe zuzulassen. Drei Jahre mußte er durch Fügung Gottes warten nach der Vollendung seiner Studien, in Roviano, dem Landhause des Scholastikates, und dort war es, wo wir Pater Hermes richtig kennen gelernt haben. Er hat sicher tief empfunden, was ihm geschehen war, aber niemals haben wir ein Wort der Klage oder der Bitterkeit aus seinem Munde gehört. Immer, bis zu seinem Lebensende, sprach er mit Hochachtung von seinen damaligen Obern, und verteidigte ihn immer, als derselbe den bittern Kreuzweg gehen mußte, von dem nur wenige ein Ahnung haben. Wir hätten dieses nicht erwähnt, wenn es uns nicht einen wichtigen Charakterzug im Leben unseres guten Paters gezeigt hätte: dieses edle Vergeben and Verzeihen von Unrecht, das nur großen Seelen eigen ist. Sein Urteil über andere war gerecht, aber immer großzügig und niemals selbstsüchtig.

Fortsetzung folgt.

Glaube im Leid

Willi Lindner

**Schau auf die Ärmste, die am Blutfluß litt:
Als sie des Herren Kleidsaum nur berührte,
Von ihr die Krankheit wie ein Mantel glitt,
Es war ihr Glaube, der zum Heil sie führte!
Und du willst murren, wenn ein Leid dich plagt,
Wenn sich nicht gleich die Not in Freude wandelt?
Das ist kein Glaube, der im Leid verzagt
Und nach der Gunst des Augenblickes handelt!**

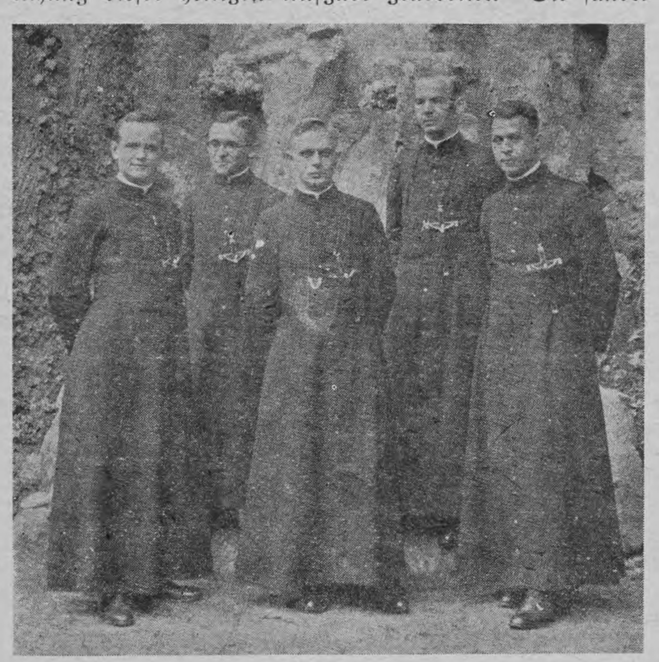
**Kommt nicht das Leid von Gott, wie auch die Lust?
Willst du nur diese wollen, jenes missen?
Daß beides wohnen kann in deiner Brust,
Gab Gott dir Glauben, Gnade und Gewissen!
Nur wer sein Leid als Schickung Gottes trägt,
Darf auf das Wunder der Genesung hoffen!
Nur wo des Glaubens heil'ge Flamme schlägt,
Steht uns das Tor zu Gottes Herzen offen!**

Missionswerk des Marienboten

Wir können mit Freuden festellen, daß immer mehr unserer Leser dem Marianischen Missionsverein beitreten Sie sehen die großen Vorteile, die jedes Mitglied dieses Vereins erntet und auch den großen Segen, den sie durch ihr Gebet und durch ihre kleinen Geldopfer über die Kirche Gottes bringen.

Das Licht Gottes auf Erden, die katholische Kirche, steht vor ungeheuren Werken. Es ist ihre Aufgabe, alle Völker dem Lichte Christi zuzuführen. Alle sollen sie den Herrn kennen, auf daß „vom Aufgang der Sonne bis zu ihrem Niedergang der Name Gottes gepriesen werde", wie die Heilige Schrift sagt.

Die Kirche hat schon seit Urzeiten an der Verwirklichung dieser heiligen Aufgabe gearbeitet. Sie sandte



1936
In Europa, vor der Abreise nach Canada

ihre Priester überall dorthin, wo der Glaube an die Erlösung Christi noch nicht verbreitet war.

Es konnte die Kirche aber nur dann Missionare aussenden, wenn das Volk seine Söhne dem Missionarsberuf aufopferte und auch half, diese Missionare zu erziehen.

Der Marianische Missionsverein ist eine Vereinigung von Katholiken, die es sich zur heiligen Glaubenspflicht gemacht haben, der Kirche Christi in ihrer Missionsarbeit nach Kräften zu helfen. Jedes Mitglied zahlt 5c per Monat, das sind 60c im Jahre. Dieses Geld wird entweder in die Missionsländer gesandt, oder es wird in Missionshäuser geschickt, wo junge Missionare erzogen werden. Neben dieser kleinen Geldgabe betet jedes Mitglied täglich drei „Gegrüßet seist du Maria" in der Meinung der Oblatenmissionare.

Man möchte es nicht glauben, es ist aber wahr, daß nicht die großen Geldopfer, die hier und da von reichen Leuten für die Missionen geopfert werden, daß es aber die kleinen, regelmäßigen Centopfer der Armen sind, die der katholischen Mission allergrößte Hilfe leisten. Nehmen wir noch die Gebete der unzähligen Missionsbeter hinzu, dann sehen wir leicht, warum wir die Armen ganz besonders auffordern, dem Missionsverein beizutreten. Wenn zum Beispiel ein Reicher dem Missionsverein beitreten würde und 500,000 schenkte, dann wären wir wohl reich, wir hätten aber nur einen einzigen, der für die Oblatenmissionen betet. Sammeln wir aber von 500,000 Katholiken eine halbe Million Dollar, dann haben wir zu gleicher Zeit auch eine halbe Million Missionsbeter neben uns stehen, die uns helfen, den Segen Gottes auf das Missionswerk herabzuflehen. Das Gebet ist mehr wert als Geld, viel mehr. Darum brauchen wir viele fromme Beter und deshalb fordern wir wieder einmal unsere Leser auf, dem Missionsverein beizutreten.

In früheren Nummern des Marienboten haben wir bereits die großen Vorteile der Mitglieder des Mariani-



1946
Nach zehnjähriger Arbeit in Canada

schen Missionsvereins aufgezählt. Wir möchten sie kurz wiederholen: Für alle Mitglieder wird jeden Tag von den Oblatenpatres eine heilige Messe gelesen. Für Beförderer des Vereins (Agenten, dieMitglieder sammeln), werden noch ganz besondere hl. Messen zelebriert. Jeden November wird ein feierliches Requiemamt für alle verstorbenen Mitglieder gefeiert. An gewissen Tagen, die auf den Mitgliedskarten verzeichnet sind, können die Mitglieder einen vollkommenen Ablaß gewinnen. Daneben nehmen auch noch alle Mitglieder an allen guten Werken teil, die von den Oblatenmissionaren getan werden.

Es ist doch wirklich ein schönes Gefühl, wenn man sich sagen kann: Ich tue mit an der Missionsarbeit der Kirche. Mein Gebet und meine Opfer stehen neben jedem einzelnen Missionar, und wo immer junge Missionare geweiht werden, da habe auch ich mitgeholfen, ihn auf sein großes Amt vorzubereiten.

Wirken wir alle mit am großen Missionswerk der Kirche. Jeder Leser soll sich und seine Familie in den Missionsverein einschreiben lassen. Es kostet nicht viel, es bedeutet dem Heiland jedoch außergewöhnlich viel. Je mehr Missionare wir haben, Missionare, die mit dem Kreuze in die Welt ziehen, und Missionare, die daheim durch Gebet und Opfer das Missionswerk unterstützen, um so siegreicher wird sich der hl. Glaube verbreiten, und es wird kommen daß die Welt bald wieder dem Herrn die Ehre gibt.

Schreiben wir also sofort an den Schriftleiter und lassen wir uns in den Missionsverein aufnehmen.

Unsere Bilder

Auf unseren heutigen Bildern sehen wir fünf junge Missionare. Bild Nummer eins wurde im Oktober 1936 in Europa aufgenommen. Es war am Tage vor der Abreise dieser Patres nach Kanada. Die Namen der Patres von links nach rechts: Pater A. Rabiega, Pater H. Krawitz (Schriftleiter des Marienboten), Pater W. Wecki, Pater H. Tomczyk und Pater Stan. Prokop.

Bild Nummer zwei zeigt dieselben Patres, wie sie im August 1946, also nach zehn Jahren in Canada, aussehen. Pater Tomczyk ist leider nicht auf dem Bilde.

Viel lieber als diese Bilder hätten wir unseren Lesern das Bild unserer guten Mütter gezeigt, von denen wir vor zehn Jahren Abschied nahmen und die wir seit dieser Zeit nicht mehr gesehen. Auf Bild Nummer eins sieht man uns als frisch geweihte Priester. Unsere guten Mütter kamen zu unserer Priesterweihe. Sie durften uns aber nicht sofort sprechen, sie mußten warten, bis die Zermonien in der Kirche vorüber waren. Dann führte man uns in feierlicher Prozession zurück ins Kloster. Auch dann noch konnten wir nicht zu unseren Verwandten gehen. Man rief uns in den Speisesaal, wo wir zusammen mit unseren Oberen und mit dem Weihbischof unser Frühstück hatten. Während des Frühstückes las man unsere Namen vor und sagte uns, daß wir sofort nach Canada gesandt werden, wo die katholische Kirche uns brauche.

Nach dem Frühstück gingen wir dann unsere Mütter und Väter begrüßen. Es war nicht leicht, ihnen zu sagen, daß wir nur eine kurze Zeit bei ihnen bleiben dürfen und daß nach unseren kurzen Ferien Abschied — vielleicht auf immer — genommen werden müsse.

An jenem Morgen zeigten sich unsere Mütter als wahre Missionare. Wohl hatten sie Tränen in den Augen, wohl hätten sie es viel lieber gehabt, wenn man uns im Lande gelassen hätte, so daß sie uns oft am Altare oder auf der Kanzel hätten sehen können. Nachdem wir aber ihnen gesagt, wohin unser Beruf uns leite, antworteten sie ganz einfach: Wenn der liebe Gott es so will, dann, mein Sohn, gehe halt. Dazu bist du Priester geworden."

Das waren wirkliche Opferworte, die der Herr gesegnet hat. Was sind unsere Opfer im Vergleich zum Weh einer Mutter, die ihren eigenen Sohn der Mission hingibt? Wir kamen hierher, die Leute sind gut zu uns. Selten aber denkt jemand daran, wieviel Opfer es kostet, bevor ein Missionar hierher kommen kann. Unsere Eltern, das können wir mit Stolz sagen, haben das Geld nicht gezählt, das sie für unsere Erziehung ausgaben. Und als wir hierher kamen, haben sie uns niemals geschrieben: Jetzt sagt einmal den Leuten, für die ihr arbeitet, daß sie uns zurückzahlen, was ihr uns gekostet habt. Was sie uns geschrieben, war: „Mein Sohn, bleibe ein guter Priester, sei immer gut und gewissenhaft mit deinen Katholiken. Wenn wir euch vielleicht nicht mehr auf Erden wiedersehen, so möchten wir euch und alle eure Katholiken doch einmal im Himmel treffen."

Das ist auch unser Wunsch.

Wozu gaben wir hier diese kleine Geschichte? Um zu zeigen, daß man Opfer für die Missionen bringen muß. Hätten unsere Eltern nicht ihre schweren Opfer gebracht, dann wäre keiner von uns hier. Unsere Aufgabe ist es nun, diesen Missionsgeist der Opferbereitschaft zu verbreiten. Fürchten wir keines dieser Opfer, Gott ist gut, er zahlt zurück.

—Mit den Beinen läuft man nicht in den Himmel, sondern mit dem Gemüt und Willen.

—Es gehört viel zum Haushalt, aber noch mehr zur Frömmigkeit.

Brot!



Folgende Gelder für die Hungernden in Deutschland wurden uns im Laufe des vergangenen Monats zugeschickt:

Oktober Marienbote	$1422.82
Ein Freund, Regina, Sask.	1.00
Mr. Matth. Hellmann Sr., Burstall, Sask.	20.00
Mr. Alois Brieskorn, Emberville, Sask.	300.00
Mr. Alex Hollman, Macklin, Sask.	2.00
Mr. Mich. Haag, Macklin, Sask.	5.00
	$1750.82

Undank ist der Welt Lohn

Der berühmte Pariser Chirurg Prof. Dr. Loraine, der auch in den vornehmen Kreisen der Pariser Hauptstadt sehr viele Patienten hatte, behandelte einst einen außerordentlich reichen Bankier, der sich eine Beinverletzung sehr schwerer Natur zugezogen hatte.

Dieser Bankier hatte erst seinen Hausarzt konsultiert, der dann noch einige Kollegen hinzugezogen hatte. Alle kamen zur Ansicht, daß das verletzte Bein amputiert werden müsse. Der Bankier, ganz verzweifelt über diese Diagnose, wollte aber noch, bevor er sich zu solcher Operation entschloß, einen letzten Versuch machen und zog also schließlich Prof. Loraine zu Rate. Dieser untersuchte den Patienten sehr sorgfältig und sagte dann, zu dessen größter Erleichterung, daß er glaube, versprechen zu können, eine Amputation zu vermeiden.

„Ach, Herr Doktor"' rief der Bankier aus, „wie dankbar werde ich Ihnen sein; wieviel Gutes will ich den Armen tun. Mein ganzes Leben lang würde ich Ihnen nicht vergessen, vor welchem Leid sie mich bewahrt haben." — „Schön"' entgegnete der Arzt trocken, „beginnen wir gleich mit der Kur."

Einige Monate später machte der nunmehr wieder völlig hergestellte Bankier dem Arzt einen Besuch, um auch gleich seine Schuld zu begleichen. — „Herr Professor", sagte er, „wollen Sie so gut sein und mir sagen, was ich Ihnen schulde." — „Fünftausend Franken, Monsieur." — „Was, fünftausend Franken, aber das ist ja ungeheuer, Herr Professor." — „Es ist so viel wie jeder meiner Kollegen, die Sie vorher konsultierten, gefordert hätte", erwiderte der Professor ruhig. „Das kann wohl sein", entgegnete nun der „dankbare" Herr. „Aber erlauben Sie, Herr Professor, Sie haben doch gar keine Amputation gemacht." — „Allerdings nicht", entgegnete ernst der große, edelmütige Arzt; „dagegen haben Sie ein Versprechen gemacht, mein Herr, und da sie sich desselben nicht mehr zu erinnern scheinen, so werde ich es statt Ihrer tun und aus Dankbarkeit dem Allmächtigen gegenüber für die prächtig gelungene Heilung die fünftausend Franken den Armen meines Spitals überweisen. Adieu, mein Herr." Anderen Tages sandte der Genesene dem Professor einen Cheque in der doppelten Höhe des geforderten Honorars: „Undank ist der Welt Lohn", schrieb er dazu, „aber in tiefer Beschämung bitte ich Sie, zu vergessen, daß auch ich im Begriffe war, mich zu diesen Menschen dieser Welt zählen zu lassen.

—Wer zum Himmel steigen will, muß die Welt unter sich haben.

—Es sind nicht alle Heilige, die in aller Heiligen Kirchen gehen.

Teufelszwirn

Von Margarete Windthorst

Drunten in der äußersten Finsternis war ein Höllenlärm. Eine Bande junger Teufel war über das Garn geraten, mit dem Satan den Seelen Schlingen zu legen pflegte. Im wilden, verbändigen Tumulte spann sich der rotgelbe Faden vom Knäuel ab, und die kleinen frechen Teufelshände griffen so dreist hinein, daß man glauben mußte, es reiße das Garn in tausend Fetzen, und jeder der Gesellen behalte zum Ende des Streites ein paar Fetzlein in seinen Händen, als hätte jeder Recht und Sieg auf seiner Seite.



Bäume im Winterschmuck

Aber Satans Zwirn war gut gesponnen, hatte, zur Schlinge gelegt, schon manches Menschen Fuß zum Straucheln gebracht, hatte sich mancher schon herauszerren wollen, doch das Garn war stärker gewesen, als was Menschenkraft vermochte. So zerriß es auch jetzt nicht in dem unsinnigen Teufeltummult, ließ sich nur abwickeln bis auf sein letztes Ende und in seiner Geschmeidigkeit von den Teufelshänden so verwühlen und verstricken, daß es bald aussah wie ein lockeres und doch unlösbares Maschengewebe.

Satan, der dabeistand und zusah, wie man ihm sein Garn vertat, wollte es nicht toller um sich werden lassen, als es immer schon toll genug war in all dem Lärm und prasselndem Feuer und stoßendem Rauch, von teuflischen Gekicher längs der flammenzuckenden, schwellenden Höllenwände und von gellenden Schreien der Verdammten aus dem Glutofen. Er hob seinen Pferdefuß, um ihn zwischen die kreischende Bande zu stoßen, daß sie solle auseinanderlassen, untertan seinem Befehle. Er sah aber, daß sein Garn im Maschengewebe eine seltsame Form annahm, wie ein gestricktes Netz. Da flog es wie eine Blitzschnelle über sein Gesicht, und er zog, ohne zuzutreten, den plumpen Fuß leise zurück, lauerte und lachte in sich hinein. „Das Ding wird gut," sagte er bei sich und lauerte, bis alles Garn hineingestrickt war. Da griff er zu und zog es der kreischenden Höllenbande aus den hälkenden Fingern. „Gut, um eine Seele darin zu fangen." Barg es bei sich und kehrte sich ab, die Hölle hinter sich lassend in ihrem tosenden betäubenden Lärm.

Satan stieg zur Erde, war wohlgemut. Aus seinen Schlingen, wie er sie auch sachlich zu legen wußte, war ihm doch auch schon mancher entschlüpft. Aber wer heute in dieses Netz geriet, würde ihm nicht wieder daraus entgehen. Er besah und prüfte es noch mal. Es war unentwirrbar.

Satan lauschte die Wege hinauf und hinunter, wandte sich mit kurzem Besinnen ab von der Stadt und ging in die Heide.

Menschenseele, du einsame in der Heide, über dich gilt es einen besondern Sieg des Bösen.

Es war still auf der Heide. Keine Menschenseele. Nicht ein Blatt redete, noch regte sich ein Kraut. Die Kiefern standen wie ausseits der Welt. Ihre Kronen neigten sich. Die Heide hielt gerade im hohen Mittag ihre Anbetung.

Es war, als wolle aus all dem Schweigen ein einziges Wort herausbrechen. Als stehe es auf jedem Blatte geschrieben, als trage es jede Blume im Munde. Als gehe es über den Sand, steige aus dem moorigen Grunde und verlange den Hügel hinauf.

Oben auf dem Hügel stand der Wacholder. Sein Gewand war wie Priesterkleidung, schlicht und fast schwarz. An ihm vorbei strich der Wind, war wie Gottes Hand und rührte ihn an.

Da redete er und sprach wie ein Priester zur Predigt. Sagte das Wort, das allen im Munde lag:

„Gott!"

Das klang in die Stille hinein, als rede das Schweigen. Das füllte mit leisen Schauern die Luft. Das zitterte nach in jedem Blatt und Kraute, stand mit geheimer Schrift im Sande

geschrieben, war wie ein Ruf weit über die Heide und hatte noch lange einen Widerhall in der fernen Höhe, wo der Himmel in seiner Bläue sich auftat, um das Wort zu empfangen.

Satan saß unter einem Priemenbusch, an dem die gelbe Blütenlohe längst abgeblüht war, der Strauch hatte schon zu Schoten angesetzt, doch sah es aus, als blühe er noch, so fiel von Satan ein feuergelber Schein über den Besenpfriemen. Das seltsame Netzgewebe hatte Satan, wie zum Seelenfang aufgetan, vor sich hingelegt. Oder war es nur seiner Hand entglitten und lag wie vergessen da zwischen Gras und Kraut und Heide?

Satan saß und horchte. Auch auf seinen Lippen brannte das Wort, aber nur voll Abscheu pflegte er es wegzuschleudern, und es widerhallte voll Hohn und Haß nur an den Höllenwänden.

Als Satan aber hinaushorchte in die Andacht der Heide, wo im tiefsten bebenden Schweigen die heilige Scheu um den hohen Namen ging, nur der Wacholder ihn nannte, weil er die Weihe trug, und wie so das Schweigen den heilighohen Namen auffing und ihn emporreichte gleichsam als den weithin hallenden Ruf der betenden Heide — Satan mitten in alledem schien plötzlich zu vergessen der bösen Absicht, die ihn hergebracht. Der giftige Brand auf seinen Lippen war nun zu sehen wie ein Dürsten nach einem süßen edlen Tropfen Tau.

Könnte doch auch seine Seele einmal ergriffen werden von den heiligen Schauern, könnte er doch nur einen Atemzug lang mit einstimmen in den Ruf und mitnennen den hohen Namen, ihn mit hinaufreichen aus der andachtsvoll betenden Heide. Nur einen Augenblick lang. Wie eine Schau wär's in die Gelände des Himmels, eine selige Weile lang wie ein Ausruhen in dem, dessen Name . . .

„Gott!" sagte der predigende Wacholder. „Er ist alles, wir sind nichts. Was wir werden, das werden wir einzig in ihm. So groß ist seine Vollkommenheit und so rein ist er, daß er noch Staub zu sehen vermag auf den Flügeln der Engel.

Könnten wir mit einer Sünde, und wär's mit einem Sündlein, nur mit einer Lüge im Scherz, all die Verdammten aus der Hölle befreien und ihm ewig zuführen als die Seinen, wir dürften es nicht, denn es wäre mit jedem Sündlein Satan eine Handreichung getan, und es fiele der Schatten einer Beleidigung über Gottes Vollkommenheit und Reinheit."

Als Satan das hörte, brannten seine Lippen dürstender nach Tau.

Er stand auf und trat das Netz, das vor ihm lag, in den Grund, ging zum Wacholder hinüber und fragte ihn: „Was kann ich tun, um nur einmal den Namen so auszusprechen zu dürfen, wie ihr es tut, nur einen Atemzug lang, nur für einen Augenblick der Ruhe . . ."

„Geh hin," sagte der Wacholder, „und wenn du all die Fäden zu lösen vermagst, womit dein Netz geknüpft ist, oder fändest du einen, der es, dir helfend, für dich täte, und vermöchtest du dann aus dem Garn eine Leiter zu binden bis an den Himmel hinan, so magst du da hinaufsteigen und einen Atemzug lang Ruhe haben in Gott."

Satan ging zurück und hockte nieder im Kraute bei seinem Netz. Wo er es in den Grund getreten, hatte es schon Wurzel geschlagen und sich weiter gesponnen in seiner teuflischen Verzerrung, hatte alles schon überstrickt mit seinen Netzmaschen.

Satan mühte sich, die Fäden zu lösen. Seine Finger bebten und brannten. Die Ungeduld peinigte ihn. Es faßte ihn die Wut. Unentwirrbar war das Netz. —

Wie oftmal ist Satan wohl zur Erde gestiegen und hat bei seinem Zwirn gehockt, ob er ihn denn nimmer könne entwirren, um eine Strickleiter daraus zu binden bis an den Himmel hinan. Und ist wohl ebenso oft wieder hinuntergestiegen in Wut und Glut.

Ist keiner, der ihm helfen will? Vielleicht nur eine Handreichung wär's, wo man am Heidewege hingeht, am schottigen Pfriemenbusch vorbei. Dort nur eben sich niederbücken, wo der rotgelbe Teufelszwirn seine Maschen strickt. Vielleicht, daß es einer gütig helfenden Menschenhand in Geduld gelänge, die Maschen zu lösen und —

Satan eine Handreichung tun? Wär's auch um des Erbarmens willen mit dem Erbärmlichsten, es hieße doch, sich in seinen Dienst zu stellen.

Teufelszwirn, rotgelb über Gras und Kraut und Heide gestrickt. Geh daran vorüber, wo du ihn siehst; unentwirrbar ist ja doch das Netz. Es wird immer eine dunkle schwere Klage gehen durch alte Mären und Sagen, wie Satan nach Gott verlangt, und wie er soll eine Leiter bauen bis an den Himmel hinan. Unlösbar die Aufgabe, wie das Netz von Teufelszwirn in der Heide unentwirrbar ist.

Tod

Alles sinkt in sich zusammen,
Sei's in Moder, sei's in Flammen,
Alles Irdische vergeht.
Was im Lenze aufgegangen,
Was im Sommer stand mit Prangen,
Wird vom Wintersturm verweht.

Schlich der Tod durch unsern Garten,
Alle Blumen jäh erstarrten,
Hin sank auch der letzte Trieb,
Strich im Felde hin und wieder,
Schwang die Sense, mähte nieder
Gras und Kräuter Hieb auf Hieb.

Standst du nicht mit heißen Wangen,
Und herzinnigem Verlangen
Einst vor mir in Jugendpracht?
Heut' mit Seufzen, müden Blicken
Schleichst du mit gebeugtem Rücken
Langsam in die letzte Nacht.

Ich auch, heut' noch voller Leben,
Noch dem Glanz, dem Glück ergeben,
Sinke hin zu letzter Ruh.
Erdensatt und lebensmüde
Fallen mir beim letzten Liede
Einst zum Schlaf die Augen zu.

Weltensonnen, die heut' glühen,
Erden, die von Leben sprühen,
Sind dem Untergang geweiht.
Alles, was der Zeit entsprungen,
Wird bezwungen, wird verschlungen
Und vernichtet von der Zeit.

Du allein, o Herr der Zeiten,
Herr der stillen Ewigkeiten,
Höchster Herr im Himmelszelt,
Überdauerst aller Ende,
Völkerschicksal, Zeitenwende,
Sonnen, Erden, Welt um Welt.

Unaussprechlich überschwenglich,
Unserm Geiste unausdenklich
Ist die hohe Göttlichkeit.
Ew'ger Herr, wir glauben, hoffen,
Daß auch einst für uns steht offen
Deine lichte Ewigkeit.

Der Kirchenschweizer Barok

Von E. Fleerackers

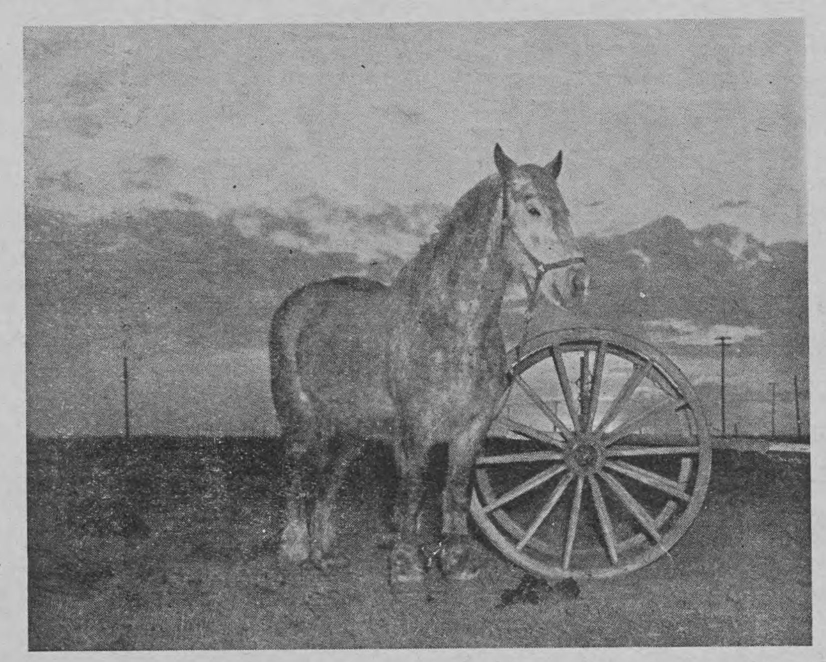
Im Laufe der Fastenzeit starb der Kirchenschweizer, Peer van Susse. Ein Verlust war es für niemanden, es sei denn für den Besitzer vom „Großen Liter". —Am Beerdigungstage abends berief der Pfarrer den Kirchenvorstand beisamen, und man beratschlagte wegen eines neuen Schweizers. Es wurden einige Namen vorgeschlagen und darüber hin und her geredet, bis schließlich der Pastor meinte: „Und wie wäre es mit Herrn Barok?"

Herr Barok — oder vollständig wie er es selbst gerne hörte: Herr Martin Barok, Ehrenlegionär, Offizier der kaiserlichen Garde Napoleons — lebte als Rentner der kleinen Villa Heideblume. Vor dem Hause blühten Rosen und Dahlien, hinter dem Hause liefen Hühner, auf dem Hause tummelten sich die Tauben und im Hause, im Museum voll von Erinnerungen aus seinen Kriegsjahren — lebte der Rentner Barok. Er war Flame; war mit 20 Jahren nach Paris gekommen, wo er in den Trubel der Revolution geriet. Er trat in die Armee ein und machte die Kriege des Konsulats und des Kaiserreichs mit. Später war er nach Holland gezogen, hatte dort ein schönes Vermögen erworben und war in 1830 nach Flandern zurückgekehrt, wo er in dem kleinen Landort den Rest seines Lebens zu verbringen gedachte.

Sein erster Besuch galt dem Pfarrer. Und nach drei Monaten bestand zwischen den beiden eine feste Freundschaft, als ob sie ihr lebenlang beisammen gewesen wären. Sie waren bald vieler Dinge wegen einander dankbar. Der Pfarrer vor allem, weil er an Herrn Barok den unendlichen Trost und die himmlische Freude erleben durfte, die der Hirte erlebt an dem verlorenen Schaf, welches, durch die Vorsehung geleitet, zur Herde zurückkehren will.

Herr Barok vor allem, weil er — das verlorene Schaf — das an dem Dorngestrüpp längs Berg und Tal so viel von seiner Wolle verloren, jetzt fühlte, daß er sich wieder mehr und mehr dem Schafstall näherte, und — darin fortan leben würde, sicher und glücklich unter dem Schutze seines Hirten, des Pfarrers. Aus seinen stürmischen Kriegszeiten hatte er einen Schatz von Reliquien gerettet, was er aber von seinem Glauben über Wasser gehalten hatte, das was armselig. Als der Pfarrer ihn bei seinem ersten Besuch frug, ob er Katholik sei, hatte Barok geantwortet: „Eigentlich nicht mehr." Doch wenn er allein war mit seinen Grübeleien, namentlich abends, fühlte er die größte Ehrerbietung für Gott den Allerhöchsten. Dann war es ihm als ob er bete . . . denn Beten hatte er nie ganz aufgegeben. Wer nicht betet, ist ein Dummkopf. Hunderte Male in der Schlacht, wenn kommandiert wurde: Vorwärts mit dem Bajonet — mit dem Tod vor Augen — hatte er immer wieder gebetet: „Guter Gott, wenn du bestehst, dann rette meine Seele, wenn ich eine habe . . . " Und dann, im Gewissen beruhigt, vorwärts in den Kampf . . .

Diese Glaubensauffassung mit Vorbehalten hat damals den Pfarrer etwas aus dem Gleichgewicht gebracht, doch mit Beten und Plaudern und eifriger Aufklärung und wieder



Abendträumerei Photo von H. Ehman

Beten und Geduld seitens des Pfarrers sowie mit großer Zuneigung und rechtlichem Sinn seitens des Herrn Barok mußte die heilige Stunde wohl schlagen, in der die Umkehr vor sich gehen mußte. Und seitdem war der Offizier der alten Garde wieder ein guter Christ und sogar ein leuchtendes Vorbild für die ganze Pfarrei.

Natürlich — und der Pfarrer meinte, daß der Herrgott es wohl nicht übel nehmen werde — blieb in dem Bekehrten immer noch ein Rest von dem alten revolutionären Sauer-

teig zurück, und ebenso eine etwas übertriebene Begeisterung für seinen Kaiser. Eines Abends, als der Pfarrer ihm sagte, daß Napoleon mit seinem erstaunlichen Genie doch auch nicht alles war, daß doch auf seiner kaiserlichen Glorie vielleicht auch ein Fleckchen hafte . . . vielleicht . . . da unterbrach ihn Herr Barok, und mit wehmütiger Stimme und einem Verweis in den Augen, meinte er: „Ach Herr Pfarrer, Sie haben nie für ihn gekämpft."

Als der Pfarrer vor zwei Tagen den Herrn Barok als neuen Schweizer vorgeschlagen, schien ihm dies die einfachste Sache der Welt zu sein. Aber als er jetzt an der Villa Heideblume anschellte, kam ihm plötzlich der Gedanke, daß er vielleicht etwas voreilig gewesen sei . . . im ersten Impuls.

Kathrin, die Haushälterin, öffnete die Türe und geleitete ihn ins Museum: „Nehmen Sie Platz, Herr Pfarrer, Herr Barok wird gleich kommen."

Der Pfarrer nimmt Platz und betrachtet die auf dem Tisch liegende hohe Bärenmütze, das entsetzliche Gewehr und das grimmige Bajonet, ferner an der Wand eine große Karte von Europa, eigenen Fabrikats, auf der rote Linien die Stellen angeben, wo Herr Barok gekämpft hat. Zwischen den zwei Fenstern, in einem großen Glaskasten, sieht er die Uniformen und auf einem roten Samtkissen den silbernen Stern der Ehrenlegion . . .

Jetzt ist es ihm klar, daß er einem Manne wie Martin Barok, einem Rentner, einem alten Offizier der Garde, unmöglich den Posten als Kirchenschweizer anbieten kann. Unwillkürlich sieht er den verstorbenen Schweizer Peer van Susse vor sich . . Nein, es geht nicht, er wird schweigen . . .

„Guten Tag, Herr Pfarrer!"

„Guten Tag, Herr Barok!"

„Etwas Besonderes, Herr Pfarrer?"

„Doch nicht . . ."

„Ich habe etwas erhalten . . . etwas . . ." er brach ab, nahm vorsichtig aus dem Glaskasten eine große Mappe und legte sie vor den Pfarrer auf den Tisch und öffnete sie. Da lag vor den Augen des Pfarrers ein farbiges Bild. „Der Kaiser," flüsterte Herr Barok . . ., „der Kaiser!"

Schweigend und mit eigenen Gedanken beschäftigt starrten sie beide auf das Bild. Es war dem Pfarrer, als ob des Kaisers Blick ihn durchbohrte. Heldenhafte Visionen stiegen auf . . . aus der Ferne klangen die Weisen der Marseillaise . . .

Herr Barok legte das Bild beiseite und zeigte ein zweites: „Sein Sohn, der König von Rom . . ." Das Bild eines Knaben mit einem Lockenkopf.

„Armer Junge," murmelte der Pfarrer.

Dann kamen noch einige Bilder von Heerführern und dann: Robespierre . . .

„Was ein häßlicher Mensch . . ." Der Pfarrer nahm das Bild in die Hand und betrachtete den Henker: „Wie ein Schweizer!" . . .

„„Ein Schweizer?" frug Herr Barok laut und erstaunt, und dann lachte er herzlich.

„Aber, Herr Pfarrer, Robespierre ein Schweizer. Wie kommen Sie darauf?"

„Entschuldigen Sie, Herr Barok, aber ich bin so in Verlegenheit wegen eines Schweizers . . . wir haben augenblicklich keinen."

„Nehmen Sie Robespierre," sagte Herr Barok lachend.

„Nein," gab der Pfarrer, jetzt auch lachend, zur Antwort, „das geht nicht." Und plötzlich entfuhr es ihm: „Ich hatte an Sie gedacht, Herr Barok."

„An mich?" frug dieser ganz erstaunt.

„Ich habe Sie bereits dem Vorstand vorgeschlagen."

„Hm . . . hm . . . nun ja, Herr Pfarrer, ich . . . ich nehme an, und wenn auch nur, um den widerwärtigen Robespierre auszustechen . . ." Dann mußte er wieder herzlich lachen, und er schlug sich aufs Knie: „Robespierre ein Schweizer . . . ein Kirchenschweizer!"

Der Pfarrer ließ ihn nur lachen, dann sagte er: „Mit dem Posten ist natürlich auch eine Entschädigung verbunden, Herr Ba . . ."

Doch da unterbrach ihn Herr Barok ernst: „Nein, Herr Pfarrer, kein Sold . . . der Sold verdirbt den Soldaten. Ich habe so lange Jahre dem Kaiser gedient, quasi gratis. Dem Herrgott aber will ich absolut gratis

Familiengebet

Welch ein guter Hausgeist ist das Familiengebet! Es sammelt die tagsüber zersprengten Glieder wenigstens am Morgen und Abend, erhält das Gefühl der Zusammengehörigkeit, schafft die im heutigen Getriebe so besonders nötigen Stillstände und Ruhepunkte — bete, und die Zeit steht still —, erhebt das Familienleben immer wieder in höheren Sphären. Es ist der Schlüssel zum Tag und das Schloß für die Nacht, löst aufs innigste die Dissonanzen, entladet die Spannungen, reinigt die Luft des Hauses, heiligt den Hausfrieden und umkleidet den Hausvater mit priesterlicher Würde.

Bischof Keppler.

Der Heilige Funke

Es glüht in uns ein Funke, der aus dem Feuer stammt,
Das über Welt und Sternen urewig loht und flammt.
Was je an Hohem, Lichtem uns zieht in seinen Bann,
Das Glück und auch die Freude entzünden sich daran.
Es tötet ihn kein Weinen, kein innres Sturmgebraus,
Der letzte Hauch des Lebens allein nur löscht ihn aus.
Und dieser heil'ge Funke, der glüht und wärmt und brennt,
Er ist der Stern der Liebe am innern Firmament.

Max Stebich

dienen . . . Die Ehre beanspruche ich ganz für mich allein."

Er drückte dem Pfarrer die Hand und mit Rührung sagte er: „Herr Pfarrer, von ganzem Herzen danke ich Ihnen!"

Am ersten Ostertag im Hochamt trat der neue Schweizer seinen Dienst an. Er schritt vor dem Priester her zum Altar, verneigte sich tief und blieb dann, alter Tradition gemäß, vor dem Chor stehen mit dem Rükken den Leuten zugewandt. Er trug eine dunkelblaue, roteingefaßte Uniform, über die linke Schulter lief ein rotes Band, worauf in großen silbernen Buchstaben das Wort: Ehrfurcht — stand. Auf dem Kopf trug er einen sogenannten Dreimaster, und darüber sah man die hellglänzende Spitze der Hellebarde. So blieb er aufrecht stehen, bis die Messe begonnen hatte, dann kehrte er sich gemessen um und ließ seine großen ruhigen Augen gemessen über die Menge hinwegschweifen.

Da durchfuhr fürwahr ein Zittern die Anwesenden, denn auf dem roten Band stand auf der Vorderseite in großen silbernen Buchstaben „In Gottes Haus", auf der weißen Weste glänzte der Stern der Ehrenlegion und auf dem Dreimaster ein silbernes Kreuz. Dazu kam in dem energischen Männergesicht ein weißer, wohlgepflegter mächtiger Schnurrbart. Und das alles war so sorgfältig gepflegt, so sauber, so tadellos und der martialische Schnurrbart so militärisch . . Hatte Herr Barok es nicht so versprochen . . . ? „Herr Pfarrer, gerade wie bei einer Parade vor dem . . . vor dem Herrgott!"

Jetzt geht er mit festen Schritten durch den Mittelgang . . . In der ersten Reihe flüstert die Baronin dem Baron etwas zu. Ein leises und einfaches „sst" vom Schweizer und sie betet andächtig weiter in ihrem Gebetbuch. Er schreitet weiter durch die Kirche, weist einigen Kindern, die ihn neugierig betrachten, die Richtung zum Altar, kommt in den Glockenturm, wo so viele Männer zusammengepfercht stehen, sieht zu ihnen hin mit seinen stahlharten Augen. Die silbernen Buchstaben auf seiner Brust glänzen: „In Gottes Haus"; er kehrt wieder langsam um: „Ehrfurcht" lesen die Leute auf dem Band, das ihm über die Schulter und Rükken geht. Und jetzt eine Runde durch die Seitenschiffe. Beim Sanktus ist er wieder bis zum Chor gekommen, steht mit dem Gesicht den Gläubigen zugewandt „In Gottes Haus". Beim Schellen bei der Wandlung wendet er sich dem Altar zu „Ehrfurcht!" Während die Hände des Priesters die heilige Hostie hochheben, verneigt er sich wieder und hebt still grüßend die Hellebarde hoch, so feierlich, so ehrfurchtsvoll, daß man davon gerührt wird . . . Dann aufs neue durch den Mittelgang und durch die Seitenschiffe zurück zum Chor und bei der heiligen Kommunion wieder dieselbe ehrfurchtsvolle Haltung, sich verneigen und grüßen. Und dann langsam wieder die Wendung und ein Gang durch die Kirche . . . .

Das „Ite missa est" jubelt durch die Kirche. Jetzt macht der Priester das Kreuz über das Volk und den Schweizer Barok, unten weit auf seinem Posten beim Portal; denn schon wieder hat er den richtigen Augenblick erfaßt. Und mit einem leisen „sst . . . sst" oder einem einfachen Wink regelt er den Volksstrom, der die Kirche verläßt.

Und nun geht es draußen los: „Er ist splendid," singt die Baroneß im Sopran. — Das ist wahr," brummt der Baron im Baß. — „Ja, das ist ein Schweizer," lobt der Lehrer. — „Das ist ein Schweizer," hämmerte der Schmied. — Das ist etwas an-



Sie und ihr Freund Photo von H. Ehman

deres als Proke van Susse," bewundert Jan Hardi. — „Hardi," ruft ihm ein anderer zu, „dem wirst du die Pike nicht aus den Händen holen." — „Nein!", antwortet Hardi lachend.

Und in der erstfolgenden Sitzung des Kirchenvorstandes äußert sich Notar Gilles zufrieden: „Herr Pfarrer, ich glaube, daß wir den richtigen Mann gefunden haben.

„Ich habe ihn gefunden," äußert sich der Pastor mit einer besonderen Betonung des Wörtchens „Ich" . . .

Allein der Schweizer Barok nahm es gelassen hin. Für ihn war es ein Fall strenger Pflicht. Wenn ein Mann ein Amt übernimmt, dann setzt er sich dafür auch ganz ein, treu und vollauf," antwortete er dem Pastor, als dieser ihn beglückwünschte . . „aus Disziplin und Ehrfurcht! Zucht und Ordnung! . . ." Hatte er selbst daran nicht den größten Stolz und die innigste Freude seines Lebens zu danken? . . . — Es ereignete sich bei Eßlingen, gegen die Österreicher, die Gardegrenadiere hatten Befehl erhalten, stehen zu bleiben, ja stehen . . . zu . . . bleiben. Und die Kugeln hagelten nieder, daß es kein Vergnügen war, und doch: stehen bleiben! Und nach der Schlacht erhielt er, der Grenadier Barok mit noch vierzehn Kameraden das Kreuz der Ehrenlegion als Anerkennung, daß sie so vorzüglich Disziplin beobachtet hatten. Und später, 1812, an der Beresina, auf dem Rückzug aus Rußland . . . bei der furchtbaren Kälte . . . und dem Schnee . . . überall Schnee . . ., als alle Offiziere des Bataillons verwundet oder krank waren, da hat er, der einfache Grenadier, das Kommando über den Rest übernommen . . . Und plötzlich kam der Kaiser vorüber in einem Pferdeschlitten mit seiner kleinen Leibgarde . . ." und ich kommandiere: Offiziere, Unteroffiziere, Soldaten der Garde, grüßt euren Kaiser! . . ." Und sie taten es, so gut es ihnen noch möglich war . . . Und der Kaiser hält an, steigt aus dem Schlitten, kommt auf mich zu und sagt: „Grenadier, weil Sie nun einmal kommandieren, bleiben Sie Kommandant." — Und ich antwortete: „Sire, Respeckt überall und zu jeder Zeit." — Und das ist wahr: „Ehrfurcht vor dem Kaiser auf dem Schlachtfeld, bei der Parade, in der Kaserne, überall, — aber noch mehr Ehrfurcht, Herr Pfarrer, vor dem Herrgott in seiner Kirche und überall. Ist es nicht so? . . ."

Und so erfüllte der Schweizer Barok seine Pflicht in Zucht und Ehrfurcht. An hohen Feiertagen hielt er große Parade, trug dabei seine frühere Paradeuniform, auf der Brust das Kreuz der Ehrenlegion, an gewöhnlichen Sonntagen die kleine Parade, trug dabei seine Felduniform, und das rote Band ersetzte den silbernen Stern. Ob nun kleine oder große Parade, es geschah immer mit vollkommener Hingabe und in der reinsten Absicht, in der die Sterne glänzen und die Heiligen beten. Wohl hatte es in der ersten Zeit etwas Zerstreuung hervorgerufen und richteten sich neugierige Augen auf den stolzen Schweizer; er selbst sah nichts davon. Mit der Zeit aber gewöhnten sich die Leute sowohl an die Vornehmheit des neuen Schweizers als auch an die Ehrerbietung und Zucht, die er von allen forderte, und wovon er selbst das erste und beste Vorbild gab. Für den Pastor aber war es eine große Freude, wie zusehends eine Veränderung zum Besten in der Kirche vor sich ging unter dem guten Einfluß, der vom Schweizer ausging auf die ganze Gemeinde. Es gab keine Unordnung und Unaufmerksamkeit mehr unter den Kindern wie früher; denn Peer van Susse war kurzsichtig, und kein Geflüster mehr unter Bekannten, denn Peer van Susse war schwerhörig gewesen. Die Schale bei der Kollekte für die Armen am Sonntag war gefüllter denn je, und die Männer standen nicht mehr zusammengedrängt im Glockenturm — zuletzt herein, zuerst heraus; denn Schweizer Barok hatte ihnen glattweg gesagt, wenn er einen Nachtrab nötig habe . . . Alle in Reih und Glied weiter nach vorne, auch wenn es ihnen nicht beliebte, hat er sie mit den übrigen Gläubigen schön und fromm in den Bänken.

Zu Hause lebte Herr Barok sein stilles Rentnerleben bei seinen Blumen, Tauben und Hühnern. Aber die meiste Zeit verbrachte er in seinem Museum. Wenn er da saß bei seinen glorreichen Erinnerungen, dann mochte draußen die ganze Welt vergehen . . . . Tot war dann selbst Martin Barok und tot der Schweizer. Allein lebte nun noch der alte Grenadier. Dann ließ er bisweilen seine Stimme in einem Lied laut werden, als ob er sich auf den Schneefeldern Rußlands befände oder längs Rhein und Donau marschierte, oder er deklamierte irgend etwas aus seinem reichen und bunten Liederschatz seiner Soldatenzeit.

Am andern Tage, Sonntags, stand er wieder dicht vor dem Chor, bei der Wandlung neigte er sein Haupt, und als Zeichen des Grußes hob er die Hellebarde in die Höhe . . . Fünf-

Glänzende Begründung

König Ludwig III. von Bayern gab nicht viel auf seine Kleidung. Er machte sich nichts daraus, auch in ganz gewöhnlichen Kleidern zu erscheinen, selbst dann nicht, wenn sich diese in einem nicht ganz gutem Zustande befanden. Seine Erscheinung war fast immer nichts weniger als elegant. Besonders fielen immer seine Beinkleider auf; viel zu weit und viel zu lang gingen sie wie die Falten einer Zieharmonika auf die Stiefel nieder.

Vergebens machten ihn seine Kammerherren darauf aufmerksam, daß er mit seinen Faltenhosen die Zielscheibe des Spottes für ganz München war. Er beachtete die Andeutungen nicht und schien sie überhaupt gar nicht zu hören. Einmal aber wollte man ihm ernstlich zu Leibe rücken. Aber Ludwig III. hörte nur einige Augenblicke zu und dann begann er über ganz andere Dinge zu sprechen. Da wagte es ein Kammerherr ihn darauf aufmerksam zu machen, daß er im Volksmunde nur noch „Ludwig der Vielfältige" heiße. Der König hörte ihn ruhig an, dann meinte er lächelnd: „Was würde ich gewinnen, wenn ich nach der Mode mit einer geraden Bügelfalte von oben bis unten gesehen würde? Es wäre um so schlimmer für mich! Denn das Volk würde mich ‚Ludwig der Einfältige' nennen!

zehn Jahre lang war er Kirchenschweizer. Sein guter Einfluß ist von bester Wirkung gewesen. Es herrschte tatsächlich Disziplin und Respekt, Zucht und Ehrfurcht.

Eines Tages wurde er krank. Er wurde täglich schwächer, das Herz wollte nicht mehr. Es war wohl zu begreifen bei seinem hohen Alter und den Tausenden Kilometer in all den Jahren. Beides wiegt mit. Er empfing die heiligen Sterbesakramente mit großer Ehrfurcht und dankte dem Pastor mit herzlichen Worten und einem festen Handdruck.

Es kann noch einige Tage dauern, meinte der Arzt. Doch es dauerte noch drei Wochen. Wieder sollte er die heiligen Sakramente empfangen. Der Küster leitete den Pfarrer ins Museum — mit dem Allerheiligsten. Da saß der alte Mann in einem Lehnstuhl, das Antlitz so weiß wie sein Haar und der große Schnurrbart, er trug die Paradeuniform mit dem Kreuz der Ehrenlegion auf der Brust. Neben ihm auf einem Tischchen lag ein Schweizerstab und die Hellebarde.

„Der Friede sei diesem Hause!"

„Und allen, die in diesem Hause wohnen!"

Da erhob Herr Barok sich mühsam mit Hilfe seiner Haushälterin, stand stramm, grüßte militärisch. . . . Und dann mit bebender Stimme kommandierte er: „Offiziere, Unteroffiziere, Soldaten, grüßt den Herrgott!" — Der Pastor zögerte . . . er fiebert . , . nein, es war nur seine Einbildung, die ihn gepackt, denn jetzt sank er auf die Knie, legte die Hände gekreuzt über die Brust, öffnete den Mund und empfing den göttlichen Heiland.

Bevor der Pfarrer ihn verließ, beugte er sich über ihn und sagte: „Mut und Vertrauen!" Und dann plötzlich gerührt, preßte er die Lippen zusammen. . . . „Und Dank, Herr Barok . . . Dank!"

„Ich danke Ihnen, Herr Pastor!"

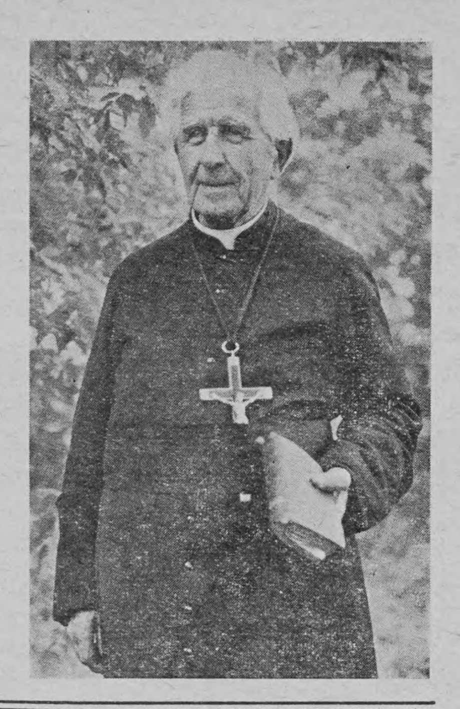
In der folgenden Nacht ging Herr Barok in den Himmel ein. Er hatte einen feierlichen Leichendienst mit überfüllter Kirche in Zucht und Ehrfurcht.

Jubiläum

Ein schönes Fest bereitete die St. Mariengemeinde, Regina, dem hochw. P. H. Boening O.M.I. aus Anlaß seines goldenen Priesterjubileums. Da Pater Boening lange Jahre Pfarrer der St. Mariengemeinde war, luden ihn seine früheren Pfarrkinder ein; auch in ihrer Mitte ein Jubiläums-Festamt abzuhalten. In Gegenwart des hochw. Herrn Erzbischofs von Regina, von vielen Priestern, Schwestern und Gläubigen feierte der hochw. Jubilant am 14. Oktober in der St. Marienkirche ein eindruckvolles Hochamt.

Nun wartet Pater Boening, wie er selbst sagt, in Ruhe und Geduld auf sein diamantenes Jubiläum.

Gottes Segen.



Der Friedhof hing voll Oktobernebel. Und alle, die das Grab umstanden, fühlten tief und betrübt, daß aus ihrer Mitte viel Güte, viel Edelmut und viel Heiligkeit . . . fortgegangen war.

Auf dem Friedhof in dem kleinen Ort in Flandern steht ein Steinkreuz, und darauf sind die Buchstaben eingemeißelt, heute voll Moos und verwittert:

Hier ruht
Martin Barok
Inhaber des Kreuzes der Ehrenlegion
Offizier der alten Garde Napoleons
Schweizer dieser Kirche
1775—1854
Bittet für seine Seele!
R. I. P.

Sonderbare Namen

Die Straßenbezeichnungen Pekings muten den Europäer, der sie zum ersten Male hört, oft recht sonderbar an. — So heißt eine Straße: „Straße der glücklichen Spatzen," denn gerade in ihr sollen sich diese beschwingten Gassenbuben besonders lustig tummeln. Eine andere Straße führt den friedvollen Namen: „Straße der ewigen Ruhe," jedoch ist hier von Ruhe nicht viel zu merken, denn sie ist gerade die verkehrsreichste und lärmendste von ganz Peking. Auch das Wort „Gehorsam" als Straßenbezeichnung wirkt recht eigentümlich, ebenso der Name: „Steinerner Tiger" und „Barbarenstraße", welche so zu Ehren der Europäer benannt sein soll. Auch Pekings Tore tragen für unsere Begriffe seltsame Bezeichnungen. So heißt zum Beispiel eines von ihnen: „Das Tor der standhaften Unschuld." Immerhin wird allen diesen seltsamen Namen, wie dieses ja oft der Fall ist, ein Ursprung von alters her zugrunde liegen.

Große Familien

Heilige und Priester. Die große Katharina von Siena war das 23. von 25 Kindern — Ignatius von Loyola, der Jesuitengeneral, das 12. Kind — Klemens Maria Hofbauer, der Heilige, das 12. Kind — die heilige Hildegard von Bingen beschloß als 10. Kind das „Rosenkranzgesetzlein" ihrer Eltern — Bischof Ketteler von Mainz, der machtvolle Volksapostel Deutschlands, war das 6. unter 8 Kindern — Alban Stolz, der prächtige Volksprediger des Schwarzwaldes, purzelte als 16. Kind in seine arme Familie hinein.

Musiker und Komponisten. Es ist, als ob die gute Harmonie und das allerschönste Singen erst in der kinderreichen Stube zu finden wäre! Joh. Sebastian Bach hat die erste Musik im Kreise seiner 8 Geschwister gehört — Georg Friedrich Händel tat seine ersten Schreie als 10. Kind — Joseph Haydn war der Mutter zwölftes, und doch so wunderfeine Musik — Mozart, der Goldschmied im Reich der Töne, und Richard Wagner, der gewaltige Hämmerer, sie waren beide das 9. Kind in enger Stube.

Erfinder und Techniker. Was würden unsere Optiker und Physiker ohne den großen Fraunhofer machen, der ihnen all die wundersamen Instrumente gab? Er war das 10. Kind. — Werner Siemens, dessen Apparate die ganze Welt eroberten, war schon Spielzeug-Erfinder als ältester von 14 Siemenskindern. — Benjamin Franklin kam als das 17. Kind zur Welt.

Wie große Männer ihre Mutter liebten

Zu seiner Mutter stand der nachmalige Papst Pius XI. immer in einem innigen, liebevollen Verhältnis. Als Bibliotekar widmete er ihr mehrere Werke. Als er vom Papst nach Rom berufen wurde, dachte er weniger an die Ehre, die ihm zuteil werden sollte, als an den Schmerz, den seine Mutter durch die Trennung erfahren würde. Er zögerte nicht, dieses Bedenken Papst Pius X. mitzuteilen. Dieser schätzte die kindliche Hingabe des gelehrten Priesters Ratti an seine Mutter sehr hoch. Er nahm eine seiner schönsten Photographien und schrieb darunter eine herzliche Widmung. „So", sagte er dann zu Ratti, „jetzt wird ihre Mutter auch zufrieden sein!" Im Jahre 1918 starb im Alter von achtzig Jahren die Mutter des damals in Polen weilenden päpstlichen Visitators. Mit bewegten Worten gab Msgr. Ratti seinem Schmerz über den Tod seiner guten Mutter Ausdruck.

Nach dem Tode seiner treubesorgten und innigstgeliebten Mutter, der er die Weckung und Erhaltung seines Priesterberufes zuschrieb, klagte der nachmalige Bischof Dr. Aloisius Schweiler von St. Gallen: „Keine gute Mutter mehr! Drei Viertel der Welt sind dahin!"

Sind Männer eitel?

Kürzlich wurde in einer englischen Gesellschaft darüber diskutiert, ob das weibliche Geschlecht mehr eitel sei als das männliche. Die Mehrheit der Diskussionsteilnehmer, darunter auch Frauen, einigten sich schließlich darin, daß die Frauen bedeutend mehr der Eitelkeit unterworfen sind.

Da erhob sich eine ältere Dame und erklärte, daß sie in der Lage sei, die Probe dafür aufzustellen und den Beweis zu erbringen, daß die Männer noch eitler sind, als die Frauen. Gleichzeitig bemerkte sie, daß selbstverständlich die anwesenden Männer nicht darunter gemeint sind, und meinte, lächelnd: „Meine Herrschaften, daß nicht alle Männer hier im Saal eitel sind, muß ich zugeben. Zum Beispiel sehe ich hier einen Mann, der eine große wissenschaftliche Leuchte Englands ist, dessen Krawatte aber so schlecht gebunden ist, daß sie nichts von Eitelkeit verrät . . . "

In der gleichen Sekunde zuckten die Hände aller im Saale anwesenden Männer zur Krawatte. Jeder von ihnen wollte sich überzeugen, ob seine Krawatte gut gebunden sei. Alle hielten sich für Geistesleuchten und waren außerdem noch eitel genug, nicht mit schlechtgebundener Krawatte im Saale sitzenbleiben zu wollen Der alten Dame war es also gelungen, einen lückenlosen Beweis für ihre Behauptung zu erbringen.

Riesenaffen als Kindermädchen

Er berichtet, wie die Affen in bestem Einvernehmen mit dem Zwergvolk der Pygmäen leben. Während diese nämlich mit Pfeil und Bogen Streifzüge auf Großwild unternehmen, die sonst wegen ihrer Bosheit gefürchtet sind, betreuen diese die Kinder der Eingeborenen. Sie behandeln sie mit großer Zärtlichkeit und Vorsicht, als ob sie ihre eigenen wären, und nicht selten konnte der Engländer beobachten, wie die Affen in großen Blättern Vogeleier brachten, die sie mit einem Hölzchen geschickt anbohrten und den Kindern zum Trinken reichten und andere auch selbst austranken. Jedenfalls sind sie äußerst verläßliche Wächter und lassen ihre Kinder mit den kleinen Menschenkindern spielen, so daß sie beide, Affen und Menschlein, mit größter Vorsicht vor jeder Gefahr beschützen können.

Daß Tiere ihre Eigenarten haben, auf die jene, die mit ihnen zu tun haben, schon aus Diplomatie mit größter Bereitwilligkeit eingehen, ist eine bekannte Tatsache. Besonders Menschen, die Tiere ihren besonderen Zwecken gefügig machen wollen, sehen in dem Eingehen auf die Leidenschaften ihrer Schützlinge ein wenn auch nicht pädagogisches, so doch wirksames Erziehungsmittel.

—Die braven Leute sind dünn gesät und sitzen weit voneinander.

Der Sohn des Bannerherrn

Episode aus dem Kappeler Krieg.

von Joseph Spillman S.J.

Der letzte Mai des Jahres 1529 war ein so wunderlieblicher Frühlingstag, wie nur jemals über Stadt und Amt Zug gegangen ist. Der klare Himmel spiegelte sich wider in der blauen Fläche des Sees; die Buchenwälder am östlichen Ufer waren dicht belaubt und von fröhlichem Vogelsange belebt; die schönen Matten mit ihren frischen Grün, welche nahe dem Städtchen die sanften Abhänge des Zugerberges bedecken, sahen einer baldigen Heuernte entgegen, und von den Weiden her tönte das Glockengeläute der Herden und das Jodeln der Hirten. Malerisch hob sich das liebliche Seebild von dem wundervollen Hintergrunde ab, der dasselbe begrenzt. Da steht links der königliche Rigi, rechts im Westen der Pilatus mit seinen zackigen Gipfeln, und zwischen diesen beiden herrlichen Bergen hindurch genießt das Auge die unbeschreiblich schöne Fernsicht auf die Gletscher des Berner Oberlandes, welche über die waldigen Höhen des Kiemen und die blauen Kämme von Unterwalden hinweg ihre mit ewigem Eis bedeckten Häupter hoch in die klaren Lüfte emportragen.

Zwei Reiter ritten auf dem Pfade, der damals an Stelle der jetzigen Straße längs des Seeufers von Arth nach Zug führte. Die Sonne stand schon hoch über den Bergen und sandte kräftige Strahlen ins Tal. So ließen die beiden ihre Rosse langsam fürbaß gehen, als sie den kühlen Schatten des Buchenwaldes unterhalb Walchwyl erreichten. Der eine von ihnen, ein stattlicher Mann, in reichen dunkeln Samt gekleidet und einen wallenden Federbusch auf seinem Hut, schien wenig Anteil an dem blauen See und dem fröhlich grünende Walde zu nehmen. Ernst, fast finster ritt er des Weges. Um so fröhlicher schien der schmucke Jüngling. Ein munteres Jägerliedchen summend, war er eine gute Strecke geritten, als er seiner frohen Laune die Zügel schießen ließ und eines der Spottlieder anstimmte, wie sie in jenen aufgeregten Tagen sowohl hüben als drüben gesungen wurden:

„Nichts sollen ihnen nützen
Die Papst- und Bischofsmützen:
Wir han den wahren Glauben,
Der ist besser als Bischofshauben."

Da warf der ältere Reiter sein Pferd herum und rief: „Junker Frei — wo denkt Ihr hin? Wollt Ihr Euren Hals zu Meister Hans tragen? Wahrlich, wenn Euch jemand hörte, Ihr könntet heute noch im Armensünderturme übernachten! Habt Ihr denn so bald vergessen, was wir gestern in Schwyz erlebt?"

„Beim Himmel, Herr Edlibach! Ich muß Euch für die Mahnung danken", sagte der Junker, unwillkürlich mit der Hand zum Halse fahrend. „Ja, diese Papisten lassen nicht mit sich spaßen; das haben wir an dem armen Prädikanten Kaiser gesehen, den nicht einmal die Fürsprache Zürichs vor dem Holzstoße schützen konnte. Nun wenn Zwingli nicht gelogen hat, muß er jetzt im Himmel sein; aber tauschen möcht ich doch nicht mit ihm."

„Wir werden in einem halben Stündchen in Zug sein", fuhr der Herr fort, dem der Junker den Namen Edlibach gegeben hatte. „Da wäre es mir lieb, wenn Ihr Euch etwas unter das Volk mischtet und die Stimmung des gemeinen Mannes erforschtet, während ich bei Bannerherr Kolin vorspreche. Die Zuger sind ein gemütliches und gesprächliches Völkchen; wer mit ihnen freundlich ist, dem vertrauen sie leicht das Herz."

„Zu dem Kolin wollt Ihr? Man sagt, er sei einer der allerschlimmsten Papisten. — Doch richtig, Ihr habt ja gar seinen Sohn zu Zürich in Eurem Hause."

„Der Bannerherr Wolfgang Kolin ist ein sehr ehrenwerter Mann und wiegt viel bei den Katholischen. Ich habe ihn auf manchen Tagsatzungen getroffen und bei Marignano neben ihm gekämpft. Er zählte bisher zu meinen Freunden." Dann setzte Edlibach wie in Gedanken bei: „Ob das auch fernerhin so bleiben kann, wird sich ja heute zeigen.

Die scharf ausgeprägten Züge des Redenden hatten bei diesen Worten einen herben Ausdruck angenommen. Er faßte die Zügel strammer, beide ritten in einem kurzen Trab voran. Bald bogen sie um den letzten Vorsprung des Berges, und das freundliche Städtchen mit seinen Türmen und Mauern lag vor ihnen.

„Ei der Tausend!" rief der Junker, „das Nest ist ja gar nicht so übel. Was ist denn das für eine stattliche gotische Kirche, deren schlanker Turm dort so hoch über die Stadtmauern hinwegschaut?"

„Das ist Sankt Oswald. Hans Felder — derselbe, der in Zürich die Wasserkirche baute — hat sie aufgeführt. Es ist aber nicht ihre Pfarrkirche; die heißt Sankt Michael und steht da droben am Berge. Die Zuger wollten sie zwar auch innerhalb der Ringmauer bauen; aber da hätten die Engel jede Nacht die Steine auf den Berg getragen — sagen sie — Doch da sind wir ja."

Als Edlibach die letzten Worte sprach, dröhnte der Hufschlag der Pferde bereits auf der Zugbrücke, und jetzt

ritten sie durch das Oberwyler Tor ein. Manches Fenster wurde geöffnet, als die stattlichen Reiter vorübertrabten.

Da hieß es: „Was ist denn das, Frau Nachbarin?“

„Weis nit — wißt Ihr es nit, Kreszenz?“

„He, es werden Luzerner oder Züricher sein, den weißblauen, Federbüschen nach. Wird sich gleich zeigen, wenn sie da drunten an der Kirche vorbeireiten. Da haben wir es — Zwinglische Ketzer sind's; hat keiner auch nur um eine Hand breit seinen Hut gedrückt. Doch da biegen sie um die Ecke — muß doch die Magd, die Grete, auf den Platz hinunter schicken,damit wir erfahren, ob und bei wem sie absteigen.“

„Jedenfalls beim Bannerherrn Kolin; verlaßt Euch drauf, Frau Nachbarin; der hat noch am meisten Verbindung mit den Zürichern.“

„Aber nicht in der Religion, das lass' ich ihm nicht nachsagen. Er ist ein frommer Herr; hat noch vorletzten Sonntag gar erbaulich seine Andacht gehalten.“

„Je nun, was läßt er denn seinen Sohn die ganze Zeit in Zürich draußen? Wenn der nicht eines Tages als ein leidiger Kätzer heimkommt, so will ich Hansjörg heißen.“

Solches und ähnliches verhandelten die um das Wohl des Nächsten allzeit bekümmerten Frauen von Zug, bis die Glocke vom Zeitturme her die Mittagsstunde verkündete.

Die beiden Reiter waren inzwischen auf dem Platze unter den Linden angekommen und beim Gasthofe zum Ochsen abgestiegen. Der Junker blieb daselbst, Edlibach aber schritt sofort quer über den Platz der Wohnung Kolins zu — das stattliche Eckhaus mit seinen altertümlichen Formen ist heute noch eine Zierde des Städtchens. Wer gerade des Weges kam, blieb stehen und schaute verwundert der stolzen Gestalt des Züricher Ratsherrn nach, bis sie in der Türe des Kolinschen Hauses verschwand.

Man hatte den Fremden kommen sehen. Der Bannerherr eilte ihm auf der Treppe entgegen und bot dem Gast mit einem herzlichen „Willkommen“ die Rechte. Kolin war ein Mann in seinen besten Jahren, voll Kraft und Entschiedenheit. Ein offenes Wesen und ernste Würde sprach aus den edeln, männlichen Zügen und leuchtete in dem hellen, sichern Blicke. Das einfache Hauskleid aus dunkler Wolle, wie es der vornehme Bürger damals zu tragen pflegte, stach seltsam ab gegen den prächtigen Anzug des in Samt und Seite prunkenden Züricher Patriziers.

Der Bannerherr führte seinen Gast in die Stube.

„Ihr müßt entschuldigen,Edlibach, wenn die Bewirtung etwas langsam ist. Ihr wißt es wohl, seit die Liesbeth selig“ — und er deutete auf ein mildes Frauenbild an der Wand — „droben bei Sankt Michael ruht, führe ich ein Witwerleben. Doch Gott sei Dank, mein Töchterchen, die Hedwig, ist noch da, und in ihr lebt mehr und mehr die selige Mutter wieder auf. Und was macht denn mein Bub, der Wolfgang?“

„Ist gesund und wohl und verspricht ein ganzer Schweizer zu werden“, erwiderte der Züricher.

„Gut, gut! Jetzt nehmt Platz — gleich werde ich zurück sein“, sagte Kolin, im Begriffe, die Stube zu verlassen.

„Wie ich es ihm nur sagen werde? — Aber, mußte ich nicht? Was man nicht ändern kann, soll man gewähren lassen.“ So sprach Edlibach zu sich selbst, indem er langsam die Stube auf und ab schritt. Dann fiel sein Blick auf ein schönes Bild der schmerzhaften Mutter Gottes, welches, mit frischen Maiblumen geschmückt, in einer Nische stand. Aber er wandte das Auge rasch weg, als hätte er etwas Unangenehmes geschaut. So ließ er es durch die Stube schweifen, über die Wände, die mit dunklem Eichenholz getäfelt und mit Schnitzwerk geziert waren, und über die hohen, hellen Fenster, in denen schmucke Wappenschilder im Sonnenstrahle glühten. Schließlich blieb er vor einem blanken Helme und Brustharnische stehen, der an des Zimmers Rückwand hing.

So traf ihn der Bannerherr, als er mit Bechern und einer Kanne Wein zurückkam.

„Kennt Ihr ihn noch, Edlibach? Es ist derselbe, den ich bei Marignano trug, wo Ihr mir das Leben gerettet habt.“

„Erinnere mich! Ihr hattet Euch zu kühn vorgewagt und waret wirklich arg im Gedränge. Mancher Zuger hatte an jenem blutigen Tage seine Rettung dem Züricher Gewalthaufen zu verdanken — das sollet ihr uns nicht vergessen.“

„Wir sind zu jedem Danke bereit, den man getreuen, lieben Eidgenossen zumuten kann.“

„In der Tat! Und wie steht es denn mit dem Bündnisse, das ihr und die Waldstädte mit König Ferdinand zu Feldkirch verabredet und zu Waldshut beschworen habt?“

„Herr Edlibach“, sagte Kolin, sich mit Würde erhebend, „habt Ihr als alter Gastfreund hier vorgesprochen oder als Bote des gestrengen Rates von Zürich?“

„Als beides“ — war die kurze Antwort.

„Ich bin nicht Ammann, wie Ihr wißt; Oswald Toß ist Ammann“, sagte Kolin.

„Ich weiß es. Aber ich möchte lieber erst mit Euch, meinem alten Freunde, verhandeln; sind wir zwei einer Meinung, so können wir mit einander zu Toß gehen.“

„Wie Ihr wollt. So will ich erst den Gastfreund bewirten und nachher den Gesandten vernehmen.“

Jetzt öffnete sich die Türe, und eine Jungfrau voll Zucht und Milde trat ein. „Da kommt mein Töchterlein“, rief Kolin.

„Komm, Hedwig, grüße unsern viellieben Hausfreund!“

Das Mädchen trat heran und reichte dem Gaste nach Landessitte die Hand. Dann breitete sie reines Linnen über den Eichentisch, setzte die blankgescheuerten Zinnteller zurecht und sagte: „Herr Edlibach, Ihr müßt vorlieb nehmen; es ist heute noch Freitag, und den halten die Zuger noch.“

„Ah, so; die Freiheit des lautern Evangelii ist euch eben noch nicht aufgegangen. Ihr habt den Zwingli noch nicht über das Wort predigen hören: ‚Was zum Munde eingehet, verunreinigt den Menschen nicht'.“

„O das wissen wir auch!“ erwiderte Hedwig. „Unser würdiger Pfarrer Weingärtner, ein Mitbürger von Euch

aus Zurüch, der aber, dem alten Glauben treu, hierher flüchtete, hat uns die Stelle ausgelegt. Nicht die Speise, sondern der Ungehorsam gegen die von Gott eingesetzte Kirche verunreinigt den Menschen, wie auch Adam und Eva nicht durch den Apfel, sondern allein durch den Ungehorsam dem Tode verfielen."

„Ei, Jungfer, Ihr seid des Kolin Tochter, das sehe ich", sagte der Zurücher lachend. „Schade, daß Ihr bei dem Religionsgespräche auf dem Rathaussaale in Zurüch nicht zugegen waret — ich glaube, Ihr hättet dem Magister Zwingli warm gemacht. Doch ein gut Stück gebratenen Fisches, etwa ein Zuger-Röteli, ist auch nicht zu verachten."

Hedwig antwortete nicht; sie schaute auf den Vater, als wollte sie sagen: „Hörst du es? Edlibach ist nicht mehr katholisch." Eine Magd trat ein und brachte die Speisen. Kolin erhob sich und betete laut den Tischsegen; seine Tochter antwortete. Dann setzten sie sich zur einfachen Mahlzeit. Nachher räumte Hedwig den Tisch ab und entfernte sich.

Die beiden Männer saßen sich jetzt allein gegenüber. Der Bannerherr schaute Edlibach offen und frei ins Angesicht und sagte: „Herr Säckelmeister von Zurüch, was bringt Ihr uns?"

„Eine Klage und eine Forderung", erwiderte dieser. „Die Klage lautet: Schwyz hat soeben trotz der Fürsprache Zürichs den Prediger Kaiser verbrannt."

„Der hohe Stand Zürich muß wissen, daß die Kantone in Ausübung der Rechtspflege unabhängig sind", antwortete Kolin. „Übrigens lautet das Urteil genau nach gemeinem Landrechte. Auf Ketzerei steht seit urdenklichen Zeiten der Feuertod. Kaiser hat, obwohl er dies wußte, auf Schwyzer Gebiet die neue Lehre gepredigt. Ich kann den Spruch nicht ungerecht nennen, obschon er hart scheinen mag. Die Erfahrung hat gezeigt, daß wir uns der Zudringlichkeit der Neuerer nur mehr mit Strenge erwehren können—und, Herr Säckelmeister, auch mit Strenge sind wir gewillt, unsern alten, katholischen Glauben zu verteidigen."

„So schroff antwortet das kleine Zug dem mächtigen Zürich?" sagte fast spöttisch Edlibach. „Doch freilich — die Waldstätte stehen ja nicht allein; sie sollen, die alten Bünde vergessend, mit dem Erbfeinde der Schweiz, mit Österreich, sich verbunden haben; sie sollen dem Könige Ferdinand ihren tapfern Arm leihen wollen, um die ganze neue Lehre in der Schweiz und Deutschland mit Stumpf und Stiel auszurotten. Wie steht es damit, Bannerherr?"

„Laßt uns ohne Leidenschaft reden", erwiderte Kolin. „Wer das Feuer der Zwietracht angezündet hat, brauche ich Euch nicht zu sagen. Es waren letzten Neujahrstag gerade zehn Jahre, seit der unselige Mann zum erstenmal in Zürich predigte. Wie hat sich seither so manches geändert! Herr Edlibach, sagt nur selber, wie wird Euch, wenn Ihr in eure kahlen Kirchen tretet, die vormals so reich und herrlich geschmückt waren? Als ich voriges Jahr zu Zürich war, besuchte ich die Wasserkirche. Erbaut nach den glorreichen Siegen über Karl den Kühnen, war sie immer das Denkmal des Ruhmes und frommen Sinnes der Züricher. Die eroberten Banner schmückten sie; die heiligen Reliquien der Stadtpatrone Felix, Regula und Exuperantius wurden in kostbaren Schreinen aus edlem Metalle verehrt. Jetzt sind die Altäre abgebrochen, die Reliquien entfernt, die Glasmalerei zerstört, das Allerheiligste ist nicht mehr da, und nichts ist übrig geblieben als die nackten Mauern. Und wie jeder Mann mit der steinernen Kirche verfuhr, so trat er auch zerstörend in den lebendigen Bau, den Christus auf den Felsen Petri gegründet hat. Das hochheilige Sakrament, die glorreiche Mutter Gottes, die lieben Heiligen — alles, was unsern Väter hoch und teuer war, hat er mit frevelnder Hand hinausgestoßen. Aber nicht damit zufrieden, das alte, frome Zürich verderbt zu haben, warf er die Brandfackel seiner neuen Lehre auch in die übrigen Kantone der Schweiz. Die Regierungen der größten und mächtigsten haben sich durch den Mammon der Kloster- und Kirchengüter, den er ihnen als Lockspeise vorlegte, schmählich verleiten lassen — Gott verzeihe ihnen! Das Volk wurde betört, auch wohl, wie im Berner Oberland, mit roher Gewalt gezwungen. Nur die Waldstätte und Zug blieben noch treu. Und nun, was tut Zwingli? Da er sieht, daß seine Lehre nicht in Frieden angenommen wird, predigt er offen den Krieg gegen uns; Zürich, Bern, Basel, Glarus, Schaffhausen, die Vogteien, der Graue Bund stünden auf seiner Seite — so solle man den Bauern mit der Hellebarde das Evangelium predigen. Ist es nicht so, Edlibach? Sagt ‚nein', wenn Ihr könnt!"

„Und da seid ihr hingegangen und habt die alten Bünde verraten und euch dem Könige Ferdinand gegen uns verbrieft", warf der Züricher hin.

„Die Bünde verraten!" rief Kolin unwillig; „wer hat das getan? Ich denke doch wohl derjenige, der den alten Glauben verriet, welcher die Grundlage unserer Bünde bildet. Übrigens haben wir nur ein Schutzbündnis mit Ferdinand geschlossen; von Ausrottung des neuen Glaubens ist keine Rede."

„Also doch!" sagte Edlibach. „So wißt, das Zürich die gemessenste Forderung stellen wird, den Brief sofort auszuliefern, und ich richte an Euch das Ansinnen, auf der Tagsatzung in Luzern alles aufzubieten, um die hartnäckigen Waldstätte zu seiner Herausgabe zu vermögen. Euer Ansehen ist groß; es handelt sich darum, einen Bürgerkrieg zu verhindern, der leicht die Freiheit der Schweiz zu Grabe tragen könnte."

„Das wolle Gott verhüten!" entgegnete Kolin ernst. „Wenn aber solches geschähe, so müßte es der Mann verantworten, dessen Hand die Saat ausgestreut hat, welche uns nun blutig zu reifen beginnt!"

„Ist es möglich? Das ist Euer letztes Wort?" rief der Züricher. „Ich kenne sonst Eure große Liebe zum Vaterlande und weiß, was Ihr für die Schweiz getan habt."

„Meinen letzten Blutstropfen für sie, aber nie und nimmer den heiligen Glauben unserer Väter", sagte der Bannerherr mit Nachdruck.

„Also Krieg?" fragte der Züricher.

„So will es ja Zwingli."

„Ihr kennt unsere Übermacht nicht!

„Ich kenne sie; aber wir stehen in Gottes Schutz."

„Ihr weigert Euch demnach, bei Ammann Toß mit mir für die Herausgabe des Bündnisses mit Ferdinand zu sprechen?"

„Entschieden."

Edlibach erhob sich und griff nach seinem Hute. Der Bannerherr faßte ihn aber bei der Hand und hielt ihn zurück. „Unsere amtliche Unterredung ist beendet", sagte er ernst; „allein ich habe noch ein Wort als Freund mit Euch zu reden. Voriges Jahr habt Ihr mir versichert, Ihr seiet dem alten Glauben immer noch treu ergeben, müßet aber aus Klugheit Eure Gesinnung in Zürich verbergen. Obschon mir das nicht ganz gefallen wollte, hoffte ich damals doch mit Euch, Zürich werde von seinem Reformationsfieber gesunden. So konnt ich Euren Plan, mit noch andern Patriziern von gleicher Gesinnung dort zu bleiben, um im rechten Augenblicke die Fahne des alten Glaubens zu erheben, nicht ganz mißbilligen. In dieser Hoffnung habe ich meinen Sohn nach wie vor in Eurem Hause gelassen. Jetzt aber, da die Neuerer im Begriffe stehen, gegen ihre katholischen Mitgenossen das Schwert zu ziehen, müßt Ihr wohl die Überzeugung gewinnen, daß Zürich nicht so bald von seinem unglücklichen Wege umkehrt."

„Diese Überzeugung habe ich gewonnen", erwiderte Edlibach finster.

„So ist es an der Zeit, Eure Gesinnung offen auszusprechen: verlaßt Zürich, wenn Ihr es nicht zum alten Glauben zurückzuführen vermöget."

Der Patrizier senkte vor dem offenen Blicke des Freundes verlegen seine Augen und stotterte, seine Hand aus der Kolins zurückziehend: „Ich bin jetzt . . . ich denke in der Tat nicht mehr so wie früher; mit einem Worte: ich habe meine Überzeugung geändert."

Sprachlos starrte der Bannerherr den Züricher an; er mußte sich erst einen Augenblick sammeln, dann rief er: „Wie? Also doch wahr, was mir Gerüchte bereits meldeten? Ich glaube es nicht! Ihr ein Zwinglianer? O sagt ‚nein'! Ihr verstummt? Schändlich, schändlich! So habt Ihr mich betrogen, so habt Ihr gar meinen Sohn, den Wolfgang, auch zur Neuerung verführt?"

„Mäßigt Euch", entgegnete Edlibach, mit Gewalt seine Bewegung niederkämpfend, „das habe ich nicht getan."

„O, ich will Euch nicht beleidigen", rief Kolin; „verzeiht dem Schmerze eines Vaters! Ihr habt mir einst das Leben gerettet: wie gern würde ich jetzt dafür Eure Seele retten! Edlibach, gebt mir die Hand; ich weiß, Ihr seid nicht Zwinglianer; Ihr könnt es nicht sein aus Überzeugung. Das Opfer, Euer liebes Zürich, das Haus Eurer Väter, Eure glänzende Stellung zu verlassen, wird Euch zu schwer. Bringt es dennoch um Eurer Seele willen! Fliehet von Zürich! Kommt zu uns nach Zug herüber. Mein Haus ist geräumig genug; es steht Euch offen. Und wenn Ihr alles verliert, Gott Dank, ich bin noch mit Gütern gesegnet; Hungers sterben wir nicht. Und dann werden wir unsern Plan verwirklichen; mein Wolfgang wird Eure Agnes heimführen — wir haben sie ja, als sie noch Kinder waren, so gut wie verlobt, und Gott wird sie und uns segnen. — Das Opfer ist Euch schwer — kommt, kommt, kniet mit mir zu den Füßen des Gekreuzigten nieder und betet mit mir um Kraft und Stärke."

Die Gnade kämpfte mächtig im Herzen des Zürichers; aber gewaltig auch bäumte sich die Schlange des Stolzes empor und zischte ihm zu: „Edlibach, du als Bettler hier dein Gnadenbrot essen!" Und er verschloß sein Herz dem guten Engel und sagte spöttisch: „Zu Euch herüberkommen! Binnen vierzehn Tagen würden mich die Züricher gewaffnet heimholen." Dann setzte er kalt bei: „Ins Unvermeidliche muß man sich fügen. Zürich wird nun einmal nicht mehr papistisch; so müssen die Waldstätte den neuen Glauben annehmen; sonst geht die Einheit und mit ihr die Freiheit der Schweiz zu Grunde. Lebt wohl! Ich denke, auch Ihr werdet in kurzem so oder so unserer Meinung werden."

Hiermit reichte der Patrizier dem Bannerherrn die Hand. Doch dieser nahm sie nicht, sondern sagte: „Edlibach, wir sind von heute an geschiedene Leute; schickt mir morgen meinen Sohn zurück."

„Nicht einmal die Hand zum Abschiede!" — rief der Patrizier mit schlecht verhaltenem Zorne. „Bannerherr, dieses Schimpfes will ich gedenken." Hastig verließ er das Haus.

Bald tönte Hufschlag die Neugasse hinab; Edlibach und der Junker ritten Zürich zu. Am Baarer Tore sagte der Säckelmeister: „Junker Frei, schaut Euch das Tor gut an; es möchte sein, daß wir bald mit gewaffneter Hand hier einzögen."

Kolin eilte zu Ammann Toß; dann schloß er sich den Nachmittag in sein Zimmer ein. Seine Tochter hörte ihn unruhigen Schrittes auf und ab gehen. Gegen Abend rief er Hedwig. Sie gingen zusammen nach Sankt Oswald. Unter dem rechten Seitenschiffe der damals schier neuen gotischen Kirche stand ein Gnadenaltar der Mutter Gottes; dort kniete der Bannerherr mit seiner Tochter nieder und betete eine gute Weile. Als er nach Hause kam, war er ganz ruhig. Hedwig saß bei ihm im Zwielichte der traulichen Stube und ließ geschickt die Spindel rasche Kreise ziehen. Der Vater sagte über das heutige Gespräch mit Edlibach nur das eine Wort: „Es hat sich eine tiefe Kluft zwischen uns geöffnet." Nach einer Weile fügte er bei: „Komm, sing mir das Lieblingslied deiner seligen Mutter, ehe wir uns zur Ruhe begeben."

Hedwig holte ihre Harfe herbei und sang nach kurzem Vorspiel mit einfachem, frommen Ausdrucke:

„In deinen Schutz und Schirm wir fliehn,
O heilige Gottesgebärerin!
Verschmäh nicht deiner Kinder Flehn,
In allen Nöten woll' zu uns stehn.
Verscheuche jegliche Gefahr,
Du Jungfrau stark und wunderbar.
Stets sei uns Trost, Fürsprecherin,
Barmherzigkeit und Mittlerin."

„Amen", sagte Kolin, als der letzte Ton verklungen. „Hedwig, bete für Wolfgang; er wird in diesen Tagen unseres Gebetes bedürftig sein."

2.

Vom Feinde umgarnt.

Edlibach hatte Zürich am späten Abende erreicht. Sofort ritt er zum Bürgermeister, um über seine Sen-

dung Bericht zu erstatten. In der Frühe des anderen Morgens war außerordentliche Ratsitzung; auch Zwingli wohnte ihr bei. Erst gegen Mittag kam Edlibach vom Rathause heim. Er legte Halskrause und Kette auf den Tisch und sagte zu Regula, der alten Magd, die ihm behilflich war, das bequeme Hauskleid anzulegen: „Rufe mir den Wolfgang!"

„O der junge Herr Kolin wird gleich hier sein", sagte die Alte. „Er war die ganze Zeit sehr gespannt, was ihm der Herr Säckelmeister aus den Kantonen für eine Zeitung bringen werde. Der Herr hätte ihm auch heute früh — doch nein, ich will nichts sagen, Amtsgeschäfte gehen vor, und gar so wichtige! Man munkelt ja, der Zwingli habe es durchgesetzt, daß nun einmal Krieg sein müsse", — hier machte das neugierige Mütterchen eine Pause, und als statt einer Antwort ein strenger Blick des Ratsherrn sie traf, sagte sie: „O ich wollte den Herrn Säckelmeister nicht aushorchen! Übrigens weiß der Herr, daß die alte Regula nicht eine von denen ist, die alles an die große Glocke hängen. Nein, nein, das tu' ich nicht!" So redend trippelte sie von dannen.

Bald ging die Türe wieder auf, und ein schlanker Jüngling von kaum zweiundzwanzig Jahren trat ein, in der Tat eine Gestalt voll frischen Lebensmutes. Edlibach reichte dem Jüngling schweigend die Hand, und dieser fragte hastig: „Was bringt Ihr mir Gutes von Zug?"

„„Den Krieg", lautete die kurze Antwort.

„Unmöglich! rief Wolfgang. „Mein Vater kann den Untergang der Schweiz nicht wollen."

Und doch wählt er den Krieg. Nimm Platz, ich will dir alles erzählen." Der Patrizier zog den Jüngling an seiner Seite auf einen Stuhl. Dann setzte er ihm auseinander, wie die fünf Kantone um keinen Preis die Predigt des Evangeliums gestatten wollen; wie dieselben, was sein eigener Vater eingestanden, den alten Bünden entgegen sich mit König Ferdinand eingelassen, offenbar um das lautere Evangelium mit Stumpf und Stiel auszurotten. Zwingli habe ja auch am letzten Sonntage gepredigt, „nicht dem Großtürken, nicht dem Woiwoden gelte die Rüstung des Österreichers, sondern der Bekämpfung des gemeinen evangelischen Wesens."

„So geht denn", schloß der Züricher Patrizier, „die Einheit und wohl auch die Freiheit der Schweiz, für welche unsere Väter so viel Blut vergossen, an dem Starrsinne der Waldstätte zu Grunde, wenn nicht Zürichs rasches Handeln und scharfes Schwert Rettung bringt. Die Lehre Zwinglis will ich dir nicht anpreisen; so viel ist gewiß, er hat sie in öffentlichem Religionsgespräch aus der Göttlichen Schrift erwiesen. Daß im päpstlichen Regimente mancher Mißbrauch herrscht, auch vieles sich auf eitel Menschenwort gründet, wird kein Vernünftiger bestreiten. Und doch soll um dieses Pfaffentruges willen das Vaterland zerstört werden!"

Die Worte Edlibachs weckten einen mächtigen Sturm in der Brust des Jünglings. Obschon mitten im Glaubensstreite aufgewachsen, war ihm nie die Ahnung gekommen, daß dieser eine so ernste Gestalt annehmen werde. Mit vielen hatte er bis dahin die Hoffnung gehegt, die Parteien würden sich aussöhnen; das Falsche und Unwahre, welches sein klarer Verstand in der Lehre Zwinglis erkannte, werde ausgeschieden und verlassen; aber auch auf der andern Seite müßten die Mißbräuche beseitigt werden, welche die Kirche Gottes entweder wirklich entstellen oder ihr in jenen Tagen massenhaft angedichtet wurden. Die Ansicht hatte in dem Herzen des Jünglings um so leichter Wurzel gefaßt, als sie mit seinen Wünschen übereinstimmte. Was der Mensch wünscht, das glaubt er ja auch gerne. Wolfgang teilte aber seine Liebe zwischen Zürich und Zug. Zug war seine Vaterstadt; dort wohnten die seinen. Allein auch Zürich war ihm teuer; hier hatte er seit dem zwölften Jahre mit geringer Unterbrechung geweilt und war im Hause Edlibachs fast wie dessen Sohn aufgewachsen. An der berühmten Schule am Großmünster hatte er seine Studien gemacht; als dann vor vier oder fünf Jahren auch in ihr die Reformation durchdrang, hatte er sie auf Geheiß seines Vaters verlassen, war aber im Hause des gewandten Säckelmeisters geblieben, welcher den heranwachsenden Jüngling in die Handelsgeschäfte einführte.

So fesselte manches Band von Neigung und Freundschaft das warme Herz des Jünglings an Zürich. Was Wunder, daß da die Worte Edlibachs einen heftigen Kampf in seiner Brust wachriefen? Zürich und Zug umfing er mit gleicher Liebe, und nun standen sie sich feindlich gegenüber. Auf welche Seite sollte er sich jetzt stellen? Auf der eine Seite fiel der Glaube der Väter zwar noch immer schwer in die Wagschale, aber doch nicht so entscheidend, wie wir es an seinem Vater gesehen. Auf der andern Seite schnitt ihn der Gedanke tief in die Seele, daß ob des starren Festhaltens an diesem Glauben die Einheit und Freiheit des Vaterlandes scheitern könnten. Die Lehre Zwinglis ließ ihn kalt und stieß ihn zurück; aber der Bundesbruch der Kantone — denn dafür hielt er gleichfalls ihr Bündnis mit Ferdinand — empörte sein von Freiheitssinn und Vaterlandsliebe glühendes Herz.

Der Patrizier beobachtete mit scharfem Blicke den Kampf, den seine Rede entfesselt hatte. Nach einer langen Pause sagte er: „Nun, Wolfgang, was werde ich hören? Billigst auch du das Bündnis mit Ferdinand?"

„Nie — solange ich lebe!" rief der Angeredete. „Ich will fort, ich will nach Zug, ich will meinem Vater Vorstellungen machen; er kann, er darf, er wird die Freiheit unseres Vaterlandes nicht opfern."

„Wolfgang, du bist ein braver Junge! Ich wußte es ja; ich kannte dein Schweizerherz. Doch beruhige dich: Zürich hat noch Männer, welche bereit sind, das Äußerste von der Heimat abzuwehren, und ich zähle darauf, daß auch du dich dem Vaterlande nicht entziehen wirst. Verstehe mich wohl; du brauchst deshalb deine religiöse Überzeugung nicht zum Opfer zu bringen. Es handelt sich einfach darum, die Kantone zur Herausgabe ihres Bündnisses mit Ferdinand zu zwingen. Bist du bereit, hierzu mitzuwirken?"

„Unbedenklich!" sagte Wolfgang rasch.

„Gut", erwiderte Edlibach. „Ich werde dir im rechten Augenblicke sagen, wie du zur Rettung des Vaterlandes beitragen kannst. Jetzt komme mit hinab ins Wohnzimmer; du mußt doch Agnes ‚Lebewohl' sagen.

Als Edlibach, Wolfgang an seiner Hand, die freundliche Stube betrat, saß die Tochter der Patriziers in einem Erkerfenster am Stickrahmen. Agnes zählte mit

Recht zu den schönsten Mädchen Zürichs; ihr Vater wußte es und war stolz darauf.

„Agnes", redete er die Tochter an, „Wolfgang will uns verlassen."

„Ihr scherzt nur, lieber Vater", sagte das Mädchen, erschrocken vom Sitze auffahrend.

„Nein, liebe Agnes", erwiderte der Jüngling; „es ist leider so; ich muß dir und den Deinen auf unbestimmte Zeit ‚Behüt' Gott' sagen. Morgen reite ich nach Zug."

Bei diesen Worten trafen sich die Blicke der jungen Leute, und Edlibach bemerkte, wie beiden das Blut in die Wangen schoß. Ein feines Lächeln spielte um den Mund des klugen Säckelmeisters; er ließ die beiden einen Augenblick ihre Verlegenheit fühlen, dann sagte er: „Ei, meine lieben Kinder, ihr tut so schüchtern, als ob ihr euch zum erstenmal sähet, und doch wohnt ihr nun schon so viele Jahre unter demselben Dache. Agnes, mache unserem Wolfgang den Abschied nicht allzu schwer. Es wird wohl nicht lange dauern, bis wir den Starrsinn der Kantone gebrochen haben; dann soll uns ein frohes Wiedersehen vereinigen. Jetzt plaudert noch eine gemütliche Stunde, bis die alte Regula das Abendbrot bringt. Ich habe noch Amtsgeschäfte. Heute abend werden die Junker Frei, Escher und Lavater hierher kommen, um mit dir, Wolfgang, einen Becher zum Abschiede zu trinken.

Hiermit ließ er die beiden allein. „Kolin", sagte er zu sich selber, als er die Treppe hinabstieg, „das sei meine Rache für deinen schnöden Abschied! — Dein Sohn ist unser."

Wolfgang hatte Agnes von Jugend auf geliebt, wie sich Geschwister lieben. Seit Jahresfrist war noch ein anderes Gefühl in seiner Brust erwacht, das er sich lange zu verhehlen suchte. Nie hatte er mit Agnes darüber gesprochen; aber jetzt, da er scheiden sollte, drängte es ihn, ein Wort zu seiner Jugendgespielin zu reden.

„Agnes", hob er endlich zagend an, „wirst du dich meiner erinnern, wenn ich nicht mehr hier bin?"

Als der Jüngling aufschaute, siehe, da flatterten zwei zahme Tauben, die er vor Jahren der Gespielin geschenkt hatte, durch das offene Erkerfenster herein und setzten sich auf den Stickrahmen. Agnes liebkoste die zutraulichen Geschöpfe und sagte: „Die Täubchen werden mich ja stets an dich erinnern."

Da fragte der Jüngling mutiger: „Wirst du mich auch lieben, wenn ich euern Glauben nicht annehme?"

„Ei", sagte das Mädchen verwundert, „du hast ja neulich dem Vater versprochen, unsern Glauben anzunehmen, wenn die Deinen in Zug ein Gleiches täten, weil ja, wie du selbst sagtest, die Schweiz in allem einig sein müsse. Die papistische Lehre wird aber bald, wie Zwingli am vorigen Sonntag so feurig predigte, mit der Schärfe des Schwertes ausgerottet."

Fortsetzung folgt

Dies und Das

Schluß von Seite 3

der Staatskunst steht heute vor Totenfeldern, deren Fäulnis uns und unsere Kinder noch lange hineinbegleiten wird in die Tage der kommenden Zeit. Mit diesen Totenfeldern meinen wir nicht nur die unzählbaren Opfer des eben vergangenen Krieges, auch nicht die langen, endlosen Reihen von heimatslosen Menschen, die, von der „neuen und besseren Ordnung" in den Staub der Straßen getrieben, wie hilflose Tiere dem Hungertode gegenüber stehen. Wir meinen hier ganz besonders die schrecklichen Totenfelder des Geistes und der Gewissen, deren Leichengerüche der Lüge und der selbstsüchtigen Einseitigkeit heute immer noch als Leben und als einzige Hoffnung auf bessere Tage ausgeschrien werden.

So lebt der Mensch in Blindheit seine neue Ordnung.

Inzwischen geht der November über unsere Erde und tut sein Werk. Wenn die Blätter alle gefallen sind und die Äste dürr und starr zum dunklen Herbsthimmel emporstarren, schläft das Leben. Und dieser Schlaf ist nichts anderes als die naturgesetzliche Ruhe vor der Zeit des neuen Blühens. Das Alte zerfällt und macht sich zum Nährstoff des Neuen.

So könnte auch der Mensch die alte Ordnung seiner neuen einhauchen.

Wissenschaft und Staatskunst sind gut und sie gereichen dem Menschen zum Segen, wenn sie sich auf die naturgesetzliche Ordnung des Gottesdienstes stellen. Anders nicht.

Manch morscher Baum fällt dem wilden Novembersturm zum Opfer. Unsere „neue Ordnung" ist wohl morsch genug. Sie könnte bald an ihren eigenen Stürmen zerbrechen.

Wann kommt der neue Frühling?

Der Schriftleiter.

Schmerz

Hohen Menschen zieht der Schmerz nach, wie Gewitter den Gebirgen, aber gleich diesen bricht er sich an ihnen. Heilig sei jedem das Herz, das die überirdischen Schmerzen trafen, wie es den Alten die Stätte wurde, auf die der Blitz des Himmels gefallen war; in ihm ruht die zweite Welt fester, im dunklen Strom spiegelt sich der Himmel lebendiger.

Jean Paul.

MARIENBOTE

★ ★ ★ The Catholic Family Monthly ★ ★ ★

THE TRIAL OF THE ARCHBISHOP OF ZAGREB......

The Church before a Communist Tribunal

POPE PIUS XII spoke of "the very sad trial" of the Archbishop of Zagreb when he addressed members of the Roman Rota at Castel Gandolfo last Sunday. Judgment and sentences are expected on Friday, October 11th. A spokesman of the Secretariate of State has pointed out to the Press that Marshal Tito would be denied the sacraments if he should present himself to a priest, having shown his contempt for canon law. "The people of the Archdiocese of Zagreb have continuously filled the cathedral and churches since their Archbishop was arrested," said the Vatican wireless on October 4th. "These manifestations of devotion, love and solidarity have worried the civil authorities, who, on October 2nd, ordered that no more than five persons may assemble outside a church." Nevertheless, according to the British United Press, more than 4,000 people crowded into the cathedral to pray for the Archbishop last Sunday; while other churches in the city were crowded to capacity when prayers were said for him. Similar demonstrations of sympathy and devotion were reported from many parts of Yugoslavia, and scores of peasants knelt at their work and prayed in the fields, holding crosses. These demonstrations have been going on ever since he was taken into custody, despite the assertion of 'Tanjug' that "the whole of progressive public opinion in Croatia has received the news of the arrest of Archbishop Stepinac with great satisfaction. As soon as the news of the decision taken by the public prosecutor to arrest Stepinac, and that he would be tried, spread through the city, the public prosecutor began receiving from all parts telegrams expressing the population's satisfaction at legal proceedings having been instituted against the Archbishop."

The Vatican tells us how, since the arrest of the Archbishop the Press and radio campaign against him has been increased. "No paper is allowed to protest, or even mention the deeds of Mgr. Stepinac, who saved from death and concentration camps many Jews and Orthodox Serbs, particularly women and children, and several Communists who today occupy important positions in the Government or administration. What the Archbishop did, disregarding the Nazi authorities and the Pavelic Government, to oppose the violence of the occupying troops, is not allowed to be mentioned. Many priests are still being arrested in the Archdiocese, which has already lost thirty priests killed by the Communists. Much the same can be said of every diocese of Yugoslavia."

The British United Press, continuing its report of the trial, told how on October 2nd three Catholic priests were called by the prosecution in an attempt to prove that the Archbishop illegally opposed the Tito regime. Dr. Modesto Martinicic, Provincial of

Vol. XVI. November, 1946. No. 2

CONTENTS

The Marienbote is edited and published monthly with episcopal approbation by the Oblate Fathers of St. Mary's Province at the Marian Press, 922-24 Victoria Avenue, Regina, Sask. Subscription: $2.00 a year.



the Franciscans in Croatia, himself a prisoner, appears to have told the Court that he knew from Mgr. Stepinac's attitude that the Archbishop was "waiting for a change in the regime." He declared that Mgr. Stepinac would not consider making an agreement with Marshal Tito and the partisans, and added: "If it had not been for the Church, I would never have come into the dock." The same report continues: "During angry cross-questioning between the defence, the prosecution and the judges, the public prosecutor snapped: 'We do not accuse Stepinac for his passive resistance. We accuse him for his illegal activities'." The prosecution then called the Archbishop's secretary, Fr. Ivan Salic, and Fr. Josip Simecki, in an endeavor to establish the Archbishop's relationship with Colonel Lisak, of the Ustashi, and with the alleged blessing of the banner of the Krizhari. This evidence did not bring any statements contradicting the Archbishop's own declaration that he had not heard of the blessing of the banner until after it happened, when he reproved the priests who took part.

During the final stages of the presentation of the prosecution's case, on October 3rd, the Archbishop repeatedly refused to defend himself or to answer the charges brought against him, saying: "Time will have its own reward when I have the right to say what I want to say." Asked if he had not "mixed political and Church activity," he said: "I did everything according to Catholic morality." The 'Osservatore Romano', commenting on the charge that he had 'dabbled in politics' remarks: "If the politics are those of the Government, the priest, Bishop or Church performs a meritorious act, whereas if they are contrary to those of the Government, which is opposed to religion and Christian activity, the priest, Bishop or Church commits a crime."

A statement from the Archbishop followed angry comments by the public prosecutor because of his continued stubborn silence during the prosecution's completion of its examination, continues the British United Press. "The prosecution accused him of trying to assume the rôle of a martyr 'like Jesus before the court of Pilate.' 'Your silence is a concealment of your acts,' said the prosecutor. 'You wanted to put a knife in the back of the Croat people.' He was frequently interrupted by shouts, jeering, laughter and hisses from an obviously hostile audience, attending the trial. Mgr. Stepinac's statement was made when the defence began its cross-examination. 'I made some mistakes,' said the Archbishop, but concerning those things with which you charge me, my conscience is clear. I will always follow the will of the people if that will does not contradict the principles of the Catholic Church.' He said the prosecution of the Catholic Church was continuing in the country. The temper of the crowd (in the court) rose with this, and he was interrupted half a dozen times by bitter cries and jeers. The President of the Court silenced each outburst by ringing a bell, but did not order the crowd to stop demonstrations."

The 'Osservatore Romano', reporting this stage of the trial, quotes the Archbishop's moving declaration: "You speak of liberty and of religion in Yugoslavia, and you say there is more liberty in the country than ever before. I reply that a great number of priests have been killed. You could have arrested them, but you have not the right to put them to death. The people of the country will never forget this. There has never been a greater scandal. Not a single Bishop, not a single priest in the country, knows in the morn-

concluded on page 42

Our Manners in Church

Jerome Palmer, O.S.B. (in "The Grail")

PRAYING AND SINGING

It was a protestant boy, a lad of ten years, who first called my attention to the way our praying sometimes sounds to those unfamiliar with the words. Earl had gone to Church with us on Holy Thursday and had listened to our recitation of the rosary during the hour of adoration. When we returned from church his mother asked him how he liked the service. "All right," he answered, "but it sounded like they kept saying 'Strawberry shortcake, gooseberry pie,."

Earl was not trying to be facetious. He was telling as faithfully as he could what a child can hear while listening to us pray. I must confess that I was in the third or fourth grade before I knew that "Have mercy on us" was not "Have Mary Sonnus." It is common enough to hear "Praaaaf'rus," "Have merzynus," "Lord hearss." It is a language that can be understood only in heaven. It would be difficut to illustrate in type what really follows the Mass in some places. Perhaps it would look something like this: "HOLY Mary, mmm-m-m-n-n-n-n."

I was once asked by a professor in a State University before the entire class, "Why do Catholics pray so fast?" He had recently attended a Mass and was expressing his wonderment. I was not able to give him a a-tisfactory answer.

Another non-Catholic wrote to THE GRAIL after reading the series on Church Manners:

"Thus far I believe there is one thing you have not mentioned. Perhaps it is on the agenda for later mention, or maybe it is not worthy of mention. Knowing the Catholic Church emphasizes unity I have often wondered why the prayers, for instance, are not said in unison. When the rosary is said there seems to be the Biblical minority who want to get it through and over with. They make the circuit and touch home plate before the balance reach second base . . . When it comes to congregational singing, not so good either. There is one lady in particular who insists on travelling in low gear, always a couple of beats behind the rest, so that when the verse is finished her final note partakes of an echo."

To be fair, of course there are probably as many churches where prayers are said slowly, devoutly, and in unison as there are churches where perfunctory muttering sustained for the length of a ten-count takes the place of prayer. The faults that mar our community praying are more or less the same everywhere. The lack of a leader seems to cause most of them. No one wants to assume the lead, and the result is that in modesty all whisper their prayers instead of using their voices. School children have no such complex. Their elders would not care to initiate their drawl, but they could learn the beauty of keeping together. We cannot vouch for the words they say. "F'rgive us our trass-pass-es zwee f'rgive thoses trasspass 'gainst us . . . " But the Lord understands this brand of pigeon English.

We cannot be sure He under-

PARADOXES OF PRAYER

Gleaned by Serena

He asked for a stone, and God gave him bread.
He asked for health that he might achieve;
God gave him weak that he might obey.
He asked for riches that he might be happy;
God gave him poverty that he might be wise.
He asked for strength that he might do greater things;
God gave him infirmity that he might do better things.
He asked for power that he might have the praise of men;
God sent him weakness that he might feel the need of God.
He asked for all things that he might enjoy life;
God gave him life eternal that he might enjoy all things.
He received nothing that he asked for,
Yet much more than he hoped for.
His prayers were answered, he was most blessed.



Chess contest at Battleford

stands us, though, when we try the duet recitation, overlapping with the priest. The words "thy womb, Jesus," become merged into "Holy Mary," and it sounds like "Tymbesujdrph kgybulyipo."

HOW TO PRAY VOCALLY

There is no denying that praying to the tempo and the pitch of others is sometimes a great trial . . . Invariably there is the rapid-fire tenor who can say a decade a minute and wants to prove it. Somewhere, too, is sure to be a "monotone" who starts late, and keeps his distance all the way to the end two words after the Amen. Somewhere in between is the golden mean. To attain this is quite simple. Since we are all saying the same words, we must all be thinking the same thoughts. Our inflections and our phrasing are the same everywhere. Hence the secret seems to lie in thinking about what we are saying, pronouncing each word exactly, but not in a poky manner. Then in response to the priest's "Most Sacred Heart of Jesus" we will not say "MMMmmmnnnnn," but "Have mercy on us." Those who think of the meaning will naturally stress slightly the word mercy. That will suffice to keep all in unison. Sometimes the trouble grows out of the lack of knowledge of the prayers. They then sound like the second stanza of the "Star Spangled Banner,"

> Blessed be mmmmm ever mmm shall stand,
> Their loved home mmm n n mm desolation.

In that case the remedy consists in a little study or the use of a prayerbook during the recitation of the prayers.

Some pastors have found that a general rehearsal of the prayers on a Sunday, perhaps during the sermon time, helps to bring order out of the chaos. If that is not practical everywhere, a rehearsal in one or more of the societies or sodalities will help. Where a mission is given it is good to take the occasion to inject a little propriety into these prayers.

AND SINGING

It is usually so difficult to get Catholic people to sing in church that it is with special reluctance one writes about that, lest those who do sing feel fearful and stop singing altogether. Singing in community is a beautiful practice and one that brought much devotion to the Middle Ages. After the Reformation the practice was abandoned in many places because the Reformers were using it—sometimes to spread heretical teachings. But singing is not exclusively the right of the Protestant Churches. We have lost something in abandoning the custom and ought by all means to restore it.

While our praying is usually too fast our singing is usually too slow. It is this dragging that discourages the good singers and the musicians from supporting congregational singing. But singing need not be slow, even when large crowds take part in it. Singing should be joyful, jubilant.

The Gregorian Chant some find fit only for Requiem because much of the chant we hear is sung as to a Requiem. It is not always Holy Week. The joys of Easter and of the feasts cannot be expressed in the mournful strains of the 'Stabat Mater' and 'Vexilla Regis'. A lamentation in protracted pauses is never Catholic. Catholics are joyful people and when we are joyful we sing; when we are in pain we groan.

In this matter choirs have an obligation toward the parish. They will cultivate either a taste or a distaste for ecclesiastical music in congregation, depending on their execution of the music. Too often their efforts turn out to be neither prayer nor song, but a demonstration for human ears. The beautiful, chaste strains of plain chant have always been the choice of Mother Church in preference to operatic arrangements, and when individualism and private interpretation enter into the rendering of the chant,

the simplicity and unity give way to a variety of private solos which please neither God nor man.

Where hymns in the vernacular are sung at such services as Benediction and Novena Devotions, care should be taken to select only such hymns as are consonant with good taste and are approved by the Diocesan Committee on Church Music. Sentimental love songs are entirely out of place in church. At weddings and funerals these abuses are dying the hardest kind of death. Anyone worthy of being choir director or organist in a church should have sufficient character to insist on banning the unfit from the choir loft. (A series of three articles on Church Music will be carried in THE GRAIL, beginning with the December issue. This history of the Church's music and hymnody may assist the choir master in convincing those who insist on ditties and jingles during the Offertory and Communion.)

What the choir is to the parish in singing, that the Mass servers sometimes are in the matter of praying. Those who instruct them will insist on moderately slow and devotional responses. Boys are wont to vie with one another in racing through the the Confiteor and other prayers, in dashing from one side of the altar to the other with the Missal, and in giving the altar bell a blow or a shake that will resound for the duration. Their tender years will suggest the best remedies for these distractions.

During the war, there was a shortage of nickles. The best sources of supply were the Coca-Cola people and the Catholic Church. Harassed merchants used to flock to the banks on Monday mornings to follow the nickle-loaded assistant priest inside.

—The Priest (Feb. '46).

HOUSE and HOME

Norah Smaridge

When visiting my neighbor's house,
So scrubbed, so spic-and-span,
I ache to have a home like hers
But know I never can!
It's simple, in her spotless rooms,
To keep things bright and neat . . .
They're empty of small restless hands
And dusty little feet!
I envy her those flower-filled bowls,
The china on her shelf,
And, looking round her ordered rooms,
I'm sorry for myself!
Returning where my little home
Resounds with clamoring voices,
I turn the key, and then my heart,
Quite suddenly, rejoices.
A rag-doll winks one bland, black eye,
I glimpse a pile of mending,
A heap of rompers to be scrubbed
And ironing unending!
Three merry youngsters hug me tight . . .
The cause of all my labor! . . .
They smother me with love, and OH
I'm SORRY for my neighbor!

WE THE PEOPLE

Economics must be the servant, not the master, of politics, if men are to remain free. Carry the argument a stage further and you will decide that the people must remain masters of the politicians, which means that the state must be economically dependent on the people, and not the people on the state. That is the only secure charter of liberty. Perhaps this truth, too, will one day be revealed by another lightning flash, and then we may see a new birth of freedom. But it will take another soldier-statesman to fight this battle, which will be long, bitter and not bloodless.

"Ma"

. . . . . . by Vera Ester Grate

"MA" WAS PROUD OF HER ADOPTED FAMILY OF ELEVEN, HAPPY, FUN-LOVING BOYS; SHE WAS HAPPY IN THE SACRIFICES HER LOVE HAD COST HER. BUT ONE JOY STILL DESIRED — A JOY FOR HERSELF AND HER BOYS.

Mrs. Greenway was over forty and under fifty, which made her not young and not old. All in all, it was rather a nice age to be, old enough to have sense and young enough to enjoy life and not yet be called cranky. As she now looked back over the years since in her happy girlhood her young husband had been taken from her, it seemed sometimes that she had never been married, except for the intense longing his memory always brought her. She had lived a single life ever since. Giving no thought to another husband, but oh, how full she had made those years, and how well she had filled that void in her heart.

"Katie," Jim had said to her gaily as he bid her good-by, "when I get back from the war we'll settle down and have a dozen children. This war won't last long after we get there."

But it had lasted, over a year longer, in addition to the three already fought, and James Greenway had been killed in his first week in action.

Everything had happened so quickly, their wedding, his death, then the aftermath, and the aftermath had never ended. Now, more than twenty years later, she and countless other hundreds of thousands were still suffering from that World War, in broken bodies, broken minds and broken hearts. But Katherine Greenway had not sat idle. After Jim's death, she had continued in her old work, selling pictures in a well-known private picture gallery, for Katie did have an eye for beauty and she loved pictures. The collector for whom she worked had helped her in every possible way and after things had settled down a bit, he had even given her a trip across the water and it was on that trip abroad she had visited Jim's grave, the place, at least, where Jim lay along with many others. She could not have even the satisfaction of bringing him back for no one knew for sure just which grave was his. But she had brought back a creditable collection of pictures, much to the delight of her employer, and along with it she had brought back a consuming desire for a home of her own, a home with a dozen children. She realized now, after her return from that voyage to the nearness of Jim, that that would always be her upper-most thought, a home with a dozen children. Jim had meant what he had said in fun, and she had wanted them, too. So she left off collecting pictures and started collecting children.

With the slender means Jim's insurance had brought her she invested first of all in a medium sized house, part of it to be used for her own home and part of it for roomers and boarders. Then with her memory of those hordes of war orphans in her mind she sent for four of them. Four boys, one French, one Armenian, one German, and one Belgian and to them she added one American of her own choosing as nearly like what Jim's first boy would have been as possible, she said to herself. Jean, the French boy had been, Fritz the German, Josef the Armenian, and Albert the Belgian, and to these she had added James the American.

Her plan had worked beautifully, her boys were all sturdy fellows, and as soon as they had reached high school age, she had added three younger ones, who in turn left grammer school just as their older brothers were entering college. They all loved her and they called her "Ma" as soon as they passed the "Mummy" stage and started wearing long pants. People had held up their hands in horror at first. Why, the plan would never work, she was too young and what did she know about children. But she proved herself not too young and her heart had been aged by the frustration of Jim's young dream. As she cooked and swept and dusted and mended, she kept saying to herself, "It might have been just like this, Jim's boys and mine." Then she had added, "Dear God, let Jim see me now, me and the boys, for this is my memorial to him. I loved him so and I love them so."

And it seemed as if the all-wise Providence were guiding her, for Ma Greeway's boys had become known far and near. They were such healthy young fellows, healthy in mind and

body. They were such good workers, they seemed always to be successful in what they set out to do, be the task large or small. Surely they must have imbibed this spirit from her, even though they were not from her own flesh and blood.

Jean her French son, was an artist, and with him Ma had much in common. Already he was working odd hours for Kate Greenway's old employer. When they discussed pictures together, as they frequently did, Fritz the German, with a twinkle in his mild blue eyes, would say, "Looks just like all others to me. Now if it were cabbages or maybe a store window full of food, it would be beautiful. Now me, I'm going to own a chain of delicatessens and a lot of truck gardens and dairy farms to stock them from and make lots of money so Ma can have herself another family of kids to bring up in her old age." And Ma never doubted that he would for as far as she could look back now, she remembered him with rakes and hoes and spades which he had mysteriously collected from nowhere and a plot of land somewhere which he carefully cultivated. Now since he had been in the University he had paid his way, and more too, by raising vegetables and conducting a regular stand on the market days.

"All right, Fritz," said Jean, "you grow your vegetables. I'll eat 'em but I won't paint 'em. But some day I'm going to paint a grand portrait of Ma that will make me famous, and I'll call it 'Grand Lady'."

Josef, the Armenian, was to be a doctor, another famous one, according to his story. If all the other boys were to be something or other, why not he, and in her secret heart Ma felt this might be true. Josef was the quietest of them all, but also the most studious. And wasn't it great to watch her boys grow up? Albert, the Belgian and Jim, the American were sure to be good business men, and partners, for they had worked and planned together almost ever since the day when Ma had received them into her home and made it theirs.



Sunshine during dreary winter months

Now Ma was taking inventory of the years, almost twenty of them since that day when she had made her firm resolution to do something to fill up the long years ahead of her and the aching void in her heart. As she looked back she felt that her effort had been a rewarding one for she had eleven strapping boys to her credit, ranging in age from twelve to twenty-two. The years had been filled with almost incredible rapidity for even a smaller number would have given one little time to mope or mourn over life's tragedies. But the dull hurt in Ma Greenway's heart had not been cured even though it was somewhat abated. Now she knew what it was that still ached and clamored within her. She had given utterly and to the utmost of her life and love, but she had never had a real baby, not a soft cuddly little baby, and she had always wanted one. She had chosen boys, and not too small ones, for two main reasons, they could help themselves better and would grow up more quickly and more easily together. She had set her quota as twelve and she had only one vacancy left. Like a flash her mind was made up. She would find herself a little girl baby, a very young one, for this last place, and lavish on it all the pent-up feelings of that place in her heart which remained unfilled.

Then she went into a whirlwind of action. The boys would love it, and what a lucky baby it would be to have eleven brothers all at one time. Why, this business of adoption was loads of fun for it never seemed to lose its zest, and hand-picking one's own children was not such a bad game after all. With her boys she was well satisfied and now would come a baby, her blessed wee baby. If only she could find the kind she wanted. Her heart was set on a fair hair-

ed one, one with soft blond curls and blue eyes, a soft cuddly pink baby; but well she knew darker ones were easier to find. Most of her boys were dark, with the exception of Jim, whom she had tried to choose to look as much like her own Jim as possible. And now Jim's sister must look like him.

She broke the news to the boys that night; they approved of the plan jubilantly, and the next morning she set out. She would visit all the places where her boys had been chosen, with the hopes that in one of them the little girl for whom she had waited so long might be found.

"Ma," said Jim, as he bid her good-by, "you look ten years younger this morning."

"I feel ten years younger," said Mrs. Greenway, "and I'd better look it, if I'm to persuade them to give me a baby, after all these years. Babies are harder to find then a lot of roughneck boys, whom they're always glad to get rid of. And I might have to use a mite of persuasion."

"If they need any extra persuasion, just send for us, Ma," the boys chorused. "When they see what an elegant, handsome lot we are, they'll give you your choice."

"Yes," thought Ma Greenway happily, "they are a fine-looking family, but I'll never tell them so."

Three disappointments came from the first three calls, and it was afternoon when the fourth and last place was reached, a place far out in the suburbs, a much smaller place than the others yet one where children were apt to be of a much higher class. It was a religious organization to which children came not from underprivileged homes but from homes of cultured people hit by the force of circumstances beyond their control. But babies were scarce here, they very rarely were accepted unless the conditions were extraordinary.

Father J. Peters, O.M.I., leaves the MARIENBOTE



Father J. Peters has been called by his superiors to assist Rev. Father Joseph Schulte, O.M.I. at Allan, Sask. Due to his serious illenss, Father Schulte stood in need of an experienced priest to help him administer the parish and serve the Mission of Selz.

For three years, Father Peters, with zeal, energy and devotion, served the Marienbote and its readers. His intimate connection with the Marienbote, dates back fourteen years. It was he, and our present printer Mr. Joseph Kuffner, who printed the very first issue of the Marienbote. He then became a member of the Oblate Fathers of St. Mary's Province, and in 1942 he was ordained to the priesthood. His first obedience sent him to Regina, to help with the editing of the Marienbote. In 1944, he managed the Press and edited the English Section.

Our Readers will have appreciated his generous service. In your name and on behalf of the present management, we say sincerest and most heartfelt thanks. May God reward him a thousandfold. May he continue to shower upon him and his ministry, His choicest blessings.

—Editor

"Why, Mrs. Greenway," said the Superintendent delightedly as he appraised the handsome figure, amply built with plenty of height, the blooming countenance, the crisp graying hair, and the general look of well-being and graciousness which she always presented. "Don't tell me those last boys we gave you have already grown up."

"No," said Ma, "but they're too big to pet and cuddle and I've never approved of coddling boys anyway if they are to become self-sufficient." And she laughed comfortably. Then the twinkle in her eye faded to a more serious expression as she remembered the mission for which she had come.

"I want a baby," she said, "a darling little girl baby. One who is soft and snuggly and needs me. But I don't suppose you would have a baby, would you? I know you rarely do and I only came here as a last resort."

"Well, it just happens that we have the first one in many years, and the circumstances are so peculiar as to be almost Providential, now that you are here."

"Oh," said Mrs. Greenway beaming, "a little girl baby with blond hair and blue eyes? And does no one want her? and may I have her?

"Yes," said the Superintendent, "you most certainly may have her, if you wish, but let me tell you about her."

Then the Superintendent recounted how the baby had been brought to them. Her father had been one of their very own boys, grown up and educated as a doctor.

He had been sent to India as a medical missionary and there had met a girl in the American School who was half East Indian, half English. Her father had been an English army officer who had died before he had had an opportunity to send his foreign wife home. Later their child had been born and the mo-

ther had died. The child had been cared for and educated by American Missions and had in turn married the Medical missionary sent out by the Superintendent to whom Mrs. Greenway was listening so breathlessly. On their first visit home, the young doctor and his wife had been tragically killed. Strangely enough their child alone survived the accident.

"Oh, I do want her so," said Ma, as she unashamedly wiped the tears from her eyes. "She seems made to order just for me. She has no parents, she has no near relatives. I can make up to her the loss of parents and give her eleven brothers to boot."

"All that is true," said the Superintendent thoughtfully, "and so far as description is concerned, she answers your specifications perfectly. A regular little tow-head she is, curls like a lambkin's fleece, roly-poly, pink and plump, and eyes as blue as forget-me-nots. But one thing is wrong, she is blind; and that is why we have kept her here. The shock of the accident caused the loss of sight and the doctors think it is only cataracts, but even they cannot be sure. In five years or less she may be cured but right now no one can be certain and no one seems willing to take a chance."

"I'll take a chance" said Ma eagerly and a bit belligerently. "I'd love to have her."

"You may have her," said the Superintendent with a sigh of relief as a great wave of gratitude for Ma's kindness and generosity rolled over him. He had never dreamed that Mrs. Greenway would want a little girl, she who was so famous for her boys.

"May I see her now?" she asked, and the Superintendent pressed a button and said, "Bring in the baby."

Ma sat tense as the door opened and the nurse deposited just inside the door the most beautiful little cherub she had ever seen. Then as the baby stood irresolute, Ma Greenway said from the depths of her compassionate heart, "You precious lambkin," and met her half way. The little one started to steer an unerring course toward her.

She cooed, she laughed, she cried and Ma laughed and cried with her as she hugged her close to her heart before the nurse led her away again.

"How soon," said Ma, "may I have her?"

"In about two weeks," said the Superintendent. "There's some "red-tape" to be gone through and some settling of affairs in India. A small amount of insurance from her parents goes in trust for her, and then she's yours for keeps."

And Kate Greenway's heart made music all the way home that evening. The boys were the beautiful green leaves and strong branches of her tree of life and then the little girl would be the one perfect beautiful blossom to top it off. Oh, but she was happy.

Around the supper table that

Don't Lead Him On- - - -

A smart young dog, having chewed up a bedroom slipper, was soundly punished three hours later when the crime was discovered. He continued to chew up slippers. But on another occasion, when he climbed upon a forbidden couch, immediately an awful retribution struck him in the form of a folded newspaper. This time he got the idea and "sinned" no more.

A small boy's mind is keener than a dog's, but it reacts to punishment in the same way.

When Junior does a forbidden thing nine times, and then is punished for the tenth offense, he is justified in feeling wronged.

True, he was warned again and again. He was threatened with punishment. His parents probably thought they were more than fair to endure so much before inflicting the penalty. But they were wholly unfair and unreasonable.

Junior heard the warnings and threats, but words mean nothing when facts contradict them. His parents said he would be punished, but experience proved them mistaken. He had done the thing repeatedly, and nothing happened.

If he could do the thing nine times without being punished, he had every reason to believe he could do it with impunity ninety and nine times.

Moreover, by repeating the act, he had built up what seemed a right. His parents, by doing nothing, had given their tacit approval. With their apparent consent, he had developed a behavior pattern.. And experience, his only dependable guide, told him he could repeat the act indefinitely in complete safety.

When his parents punished him for the tenth offense, he felt betrayed and wronged. They had led him on and fooled him by their inconsistency.—Robert Quillen.

evening all sorts of conferences were held. The boys shouted and laughed, the smaller ones were gleeful, the older ones grew serious and began to make plans. And Josef alone, who never for a moment let slip the thought of the child's affliction, put a strong sensitive hand on Ma's shoulder and said, "We'll cure her. If I can't do it myslf when the time comes, I'll find someone who will." And all the others chorused, "Bravo, Josef, we'll be with you one hundred percent."

When the boys gathered around the dinner table next evening their mother announced that they were going to move and for once they were struck dumb with amazement; for a moment they could not quite grasp the situation. This was their home, the only one they had that was a real home and they loved it. Looking back the older ones realized that coming out of an orphanage and into this had been almost like moving into a palace, and to the smaller ones it was still a place of glamour.

Quickly the bigger boys caught on to the idea. Of course, they had to have a nursery, and they could use a bigger house. None of them had dreams of getting married and leaving home. Their idea would be to bring their wives home to Ma when the time came. Ma herself felt she could cope with that situation when it arrived and gave little thought to their hilarious proposals. The thought uppermost in her mind now was the baby, her adorable baby, for whom she had waited so long.

The next morning Ma went house hunting and within three days time the new place was found; a lovely place with plenty of space for all. Before the two weeks were up, moving day had arrived and Ma was planning to be well established in her new home before she could get the little girl.



Preparing new roads

The nursery was there, a beautiful sunny room with many a gadget to amuse the little one and keep her safe from things unseen. And to the boys' amazed eyes this room seemed like a strange fairyland, something they had never seen and could not, of course, even dream of. Already each of them had contrived to contribute some sort of soft harmless toy and the room fairly bulged with pink rabbits, blue rabbits, white and wooly lambs, fluffy yellow chickens that chirped, and ducks that waddled and quacked. And above all, doll-babies of every kind and description; the boys just couldn't seem to resist them when they started their spending spree for little sister. And when at last they saw the nursery completed the night before moving day from the old house to the new, saw the small white bed, garlanded with tiny rosebuds, saw the tiny white frilly curtains which Ma put up on the windows for the last finishing touch, their eyes shone with silent approval. Leaving the old place was going to be great fun after all.

Preparatory to moving, the boys had begged, borrowed and corralled in one way or another a collection of odd trucks hard to beat. Gardners' trucks, stock trucks, a new truck with broadcasting loud-speaker complete which Ma had a hard time controlling, since each of them wanted to shout his excitement and good news to the world at large. That morning when they were preparing to maks short shrift of the moving, one of Ma's helpers was heard to remark, "Mrs. Greenway, do the beds come apart, and if they do, can they be put back together again?"

The boys shouted with laughter and said, "No, Ellen, they come that way and we just begin on the top floor and tear the house down around them until they're all out. Then we build it up again empty!"

While they slapped and pummelled each other in glee, poor Ellen had stood in silent cogitation. She never could be quite sure when the boys were telling the truth or just joshing her.

Quicker almost than the twinkling of an eye, the boys

had emptied the house and hauled the furniture in their assortment of trucks to the new home. Early in the afternoon only Ma and Ellen remained in the old house to clean up a few last bits of debris.

Ma was saying, "Well, if one of the boys would only come after us. I guess we're ready to go. This place is empty, we swept it from attic to basement, and things are passably clean for the next family."

Then the telephone rang. It was one of the boys from the new house talking excitedly.

"Ma, Ma, I'm talking over this new-fangled pink telephone in your room. Jim just fell down stairs and broke his leg and we've sent him to the hospital."

Ma's heart stood still for a moment. Then just as she was thinking, "Why did he take time to talk about the pink telephone if Jim's leg is broken?" she heard loud guffaws at the other end of the line. It was all a joke. They knew so well how dear Jim was to her, although no jealousy rankled among them and they did love to tease her. Relieved she hung up the receiver and turned to go down stairs and as she went she wiped a furitive tear from her eye. Perhaps it was because she was both laughing and crying and perhaps because she was wrought up and tired from moving that her foot slipped midway down the steps. At any rate, when Ellen heard the terrible bumping noise of Ma Greenway's hasty descent and hurried to see what happened, she found Ma lying at the bottom of the stairs with a broken leg crumpled at a right angle under her. This time the broken leg was no joke, for Ma had a clean break between the left ankle and the knee which left her breathless and white, and Ellen no less pale with excitement and anxiety.

"Quick, Ellen," she gasped between pains, "call the hospital, and ask them to send an ambulance." Then as she heard the call completed correctly, she lapsed into oblivion, all thoughts of her new home and her new baby driven from her mind.

And so it was, when Jim and Josef drove up a few minutes later they found an ambulance and two young internes ready to take Ma away to the hospital. Josef took one comprehensive look, nodded to one of the internes whom he knew and said to Jim, "Hop in fellow, there's work to be done here." And away they all went, leaving poor frightened Ellen to break the news to the rest of the boys over the new telephone in the new home.

For the remainder of that day and until well toward midnight, life was a blank for Ma Greenway. The broken limb was safely set and the anasthetic and exhaustion did their work. When first she came drowsily to herself, she felt firm young fingers clasping her right hand and saw Jim sitting beside her. Then as she heard a movement on the other side of the bed, a strange rhythmic movement, she slowly turned her head and beheld a most surprising sight: young Josef sitting in a rocking chair, his dark head bent, his ardent brown eyes fixed adoringly on the curly hair and rosy flushed face of Ma's new baby, as she slept, snuggly cradled in his strong arms.

Ma Greenway gasped, but it was not a word, just a sound.

Josef looked triumphant and Jim looked sheepish, but much pleased with himself. "We just couldn't wait, Ma," he said, in a deep bass voice which Josef shushed down. "We told the doctors about the baby and they said to go ahead and get her, it would do you more good than all their medicine."

"And Ma," said Josef eagerly, "I know the doctors here. I've already talked to the head surgeon. He loaned us his car, chauffeur and all,and when we brought her in he examined her eyes. He says he can operate within a year and she'll be good as new."

"My blessed boys," she cried, and my blessed baby."

"And they're going to let her stay here until you're able to come home."

"Give her to me." said Ma.

As Josef handed her over, the baby roused sleepily, and as if she knew instinctively to whom she was going, she snuggled and cuddled herself into the crook of Ma's arm. And as if she already felt the fervent yearning of the warm heart so close beside her she reached one small palm soft as a rose petal to Ma's cheek as she sighed happily and went back to sleep.

"Mummy's precious lambkin," said Ma, as she too sighed happily and drifted off to slumber.

AMUSING

Thomas Jefferson founded the Democratic party;; Franklin Roosevelt dumbfounded it.

——:——

The President can soon open his radio talks with "Fellow Deficitizens!"

——:——

The other title for Sweet Adeline is The Bottle Hymn of the Republic.

——:——

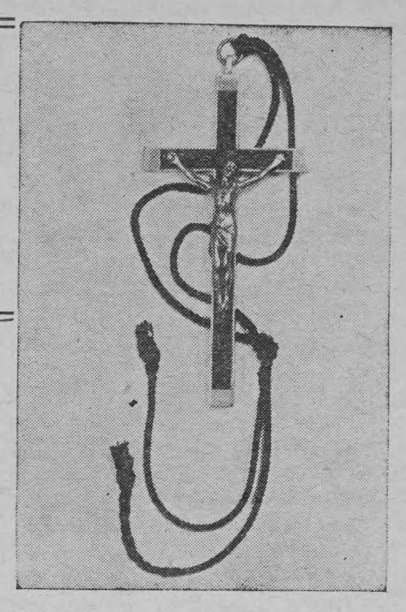
Nothing annoys a woman like having her friends drop in unexpectedly to find the house looking as it usually does.

——:——

Nobody has questioned the verity of a sign observed on a government road project: slow men at work.



with our lay-missionaries



The Why's behind it.

The organized and planned spread of Christ's gospel is not accomplished without costs — costs of time, labor, money, and even of blood. The time-costs of spreading the Faith are most obvious. Time has been spent— twenty centuries of it—since Christ first instructed His followers to make disciples of every nation. And still there are large areas of the world untouched, while even in countries which have been in contact with Christ's teachings for centuries there are millions of people living in a paganism as deep and dark as that of the First Century Romans. Beyond doubt, the time-costs of missionary labor will continue to mount until the very end of time itself.

The time-costs of spreading the gospel can also be seen in the life of the average missionary. Bishop Turquetil, the great Oblate Bishop of the Eskimo regions which stretch from Hudson's Bay in Northern Canada to the North Pole, spent almost six years among his snowhouse dwellers before the first one entered the Church. Six years is a long time out of the life of a man. Numerous other missionaries from various parts of the world can tell similar stories.

The costs in labor are also obvious to anyone who has even a sketchy reading acquaintanceship with the missions. Opening a foreign mission is not a matter of getting on a train or ship, arriving at the destination, and calling in a contractor to build a rectory, church and school. The missionary usually does not jump in his car and ride around his new parish inviting people to join the Church. Most of the real foreign mission territory knows no contractors, no fine paved highways, no filling stations for your car. Winston Churchill immortalized the costs of "blood, sweat and tears" in connection with war. The spread of the Church of Christ is a war against the powers of evil and darkness and it has always involved blood, sweat and tears for the missionary and his small Christian flock.

O.M.I. means **Oblate of Mary Immaculate.** The Oblates were founded in 1816 by Bishop de Mazenod to "preach the gospel to the poor.' Today they number 5400 Fathers and Brothers, in 19 Provinces and 17 Foreign Mission Fields. Pope Pius XI named them, "specialists in difficult missions."

A.M.I. means **Associate of Mary Immaculate.** The Associates aid the Oblate Missions by their prayers and alms. They also share in the Masses, prayers and good works of all Oblate missionaries

THE COSTS INVOLVED

The young man or woman who gives up his native land or the warmth and luxuries of home for the life of a foreign missionary in practically every case joins a religious congregation. This congregation feeds him, clothes him, pays his doctor bills and educates him for many years of preparation for his missionary life. Finally, when the time comes for him to depart, the religious congregation underwrites his expensive trip to the distant land. A conservative estimate of the money cost that the religious congregation invests in each of its young foreign missionaries through the time of his departure for his mission field would place the total at about $6,000.

Where does the religious congregation obtain this money? Part of it comes from the labors at home of other members of the congregation—from the stipends they receive for the preaching of parochial missions, novenas and retreats. Part of it comes from the gifts and donations of friends and benefactors.

After the young missionary has reached his destination, the money costs go on. He must be supported and supplied. On a remote foreign mission, supplies run high in money costs because of the transportation problems involved. To go back again to our far-northern missions the transportation costs on a ton of coal run between $80 and $120.

Where does this money come from? Part of it comes again from the religious congregation that sent the young missionary into the field. Part of it comes from the Church's official Society for the Propagation of the Faith which Society sponsored Mission Sunday in your church on October 20th.

All we ask you to do, kind Associate of Mary Immaculate, is to remember these "why's" behind it all when Mission Sunday comes to your parish church. "The Oblate World"

If I Were Pope. . . .

You know him. He is the fellow who thinks the pastor preaches too long, or too little; the assistant doesn't get around the parish often enough, or he is never at the rectory when you call; the Sunday Masses begin too early, or run too late; confessions are heard at the wrong hours; there's too much talk of money, and the parish ought to do something about the debt; the Sisters fuss too much about the processions; the choir is no good; the vestments are shabby; and why, for heaven's sake, do they have so many evening devotions?

He could tell the bishop a thing or two about running the diocese, too, or even the Pope. But it is your Church, yours and mine, and we are gathered together into one big family, behind Christ, for protection against the powers of evil.

Give the clergy credit for trying, anyway. They have their hands on the pulse of the parish, and they have dedicated their lives to your salvation. Why, a man must spend 20 years in school, college and seminary, before the Church will grant that he knows enough just to hear your confession!

Anthony J. Beck in Pax (15 Sept. '43).

The Trial

concluded from page 31

ing if he will be alive that evening, and at night knows if he will see the light of the next dawn. You ask for our loyalty and we ourselves are obliged to ask you to respect the least of our rights."

A great part of the trial has been occupied by the allegation that the Archbihop was instrumental in obtaining the forced "conversion" to Catholicism of Orthodox Serbs, and it was asserted that the Pope had himself approved. Speaking to the Roman Rota at Castel Gandolfo, Pope Pius XII said:—

"It is Our duty to deny such a false accusation. As documentary evidence, We think it opportune to give you the text of an aide memoire of Our Secretariate of State, dated January 21st, 1942, in answer to a request by the Yugoslav Legation accredited to the Holy See. This aid memoire emphasized that neither the Holy See nor the Catholic episcopate in Croatia had taken any part in the movement for the conversion in that country. Here is a portion of the text:—

" 'According to the principles of Catholic doctrine, the conversion of people should be the result not of external compulsion but of the soul's adhesion to the truth taught by the Catholic Church. For this reason the Catholic Church does not admit into her fold adults who wish to enter or return unless they are fully conscious of the consequences of the action they are contemplating. Therefore, the fact that a large number of dissidents have asked to be received into the Church must certainly be a question for the Croation episcopate. We must also see that the return of these dissident people is effected with complete freedom.' "

The 'Osservatore Romano' commented when the trial opened:—

"As the Nurmeberg trial closes, the one at Zagreb opens. Mgr. Stepinac made himself a shield for innumerable persecuted people, victims of enemy invasion, civil war and the revenge of the victors, self-proclaimed champions of liberty and human rights in the Atlantic Charter. He has confessed to the brotherhood of Christ of all men, Jew as well as Serb, and proclaimed His charity where this passes from the realm of faith into social life. Thus he stands among those accused of unleashing a world war and of trampling on all liberties and human rights. Even at this stage the iniquity of the Zagreb trial is flagrant."

—"The Tablet"

Calvary at Tyburn

by Walter Sullivan, O.S.B.

It was a raw morning in London, the first Sunday of Advent, 1610. In the hushed silence of an upper room at the corner of Chancery Lane in Holborn knelt a handful of Catholics at Holy Mass. At the altar, bowed over the Body and Blood of Christ, the venerable Benedictine, Father John Roberts, poured out his heart in prayer, the prayer of a priest who lived in the shadow of violent death and was ever ready to join his own sacrifice with Christ's.

On every face present this morning rested the kiss of peace. These were men and women for whom the Mass was a rare and precious privilege; and hungrily they followed the sacred mysteries, storing up grace for themselves against the empty mornings to come when the priest would be gone and the Holy Mass with him.

The Pater Noster was ended. Quickly the Communion of the Priest and people followed while the Eucharistic life coursed through the souls of the worshippers and steeled them for the tragedy about to take place. Father Roberts gave the blessing and was beginning the last gospel when with a noise as brutal as a blasphemy there came a thunder of footsteps on the stairs and a man burst into the room with glaring eyes and rough gestures.

"There is a company of soldiers at the front door," he cried, "and another at the rear of the house. And they say 'Open in the King's name'."

In an instant all was confusion. The sweet peace of the Mass had fled. Father John even while the pursuivants pounded on the front door quickly finished the gospel of St. John and with fervor answered Deo Gratias as if an unexpected favor had been granted him.

There was no time to take off the sacred vestments. With scared faces and trembling hands they hid the altar and its furniture. Desperately they tried to hide every trace of the Holy Sacrifice which was scarcely ended. Without delay or ceremony the two priests, Mr. Somers and Mr. Lovewell, hustled Father John in his vestments down a rear stairway to the hiding hole in the cellar. Even as the three of them pressed into the narrow secret closet and slid the bolts of their hiding place they could hear the tramping of heavy boots throughout the house. The enemy was inside and the search was underway.

REVELATION

I thought I knew what love was like
When first I felt the bliss
Of two strong arms enfolding me,
And youth's impassioned kiss.
I thought I knew what love was like
When I became a bride,
And pledged my troth to one who stood
So gallant at my side.
I thought I knew what love was like
Before an altar place,
With holy water glistening on
My infant daughter's face.
But never had I touched the hem
Of love's enduring part,
Until death stole my child away,
And sorrow filled my heart.

Alice Whitson Norton.

There broke in suddenly to the imprisoned priests the first exterior sign that the hunters were after them—a muffled hammering upstairs. There were pauses; then voices carried down from the rear stairway through the hollowed walls: the hammering again; but all was heard as through wool. Father John strained his ears against the panel of their hiding hole. There were noises that told him that the hunters were getting close to the cellar itself. Then , indeed, his heart seemed to spring upwards into his throat, and to beat there, as loud as knocking, so loud that it appeared to him that all the house must hear it.

The battering of pike-heads against the cellar wainscotting began at once. The hammering was getting closer. The climax came in a sudden thump of a pike-foot against the panel of the hiding hole.

"Give it all you've got," said a sharp voice; "I believe we have the rats cornered." There was a moment's pause followed by the splintering impact of a pike-head against their panel. Father John dodged back as the pike-head crashed through the panel and rattled against the masonry behind them.

"It is all over," whispered Fr. Somers to his fellow priests. "We are in Christ's hands now."

"All right, you inside there," cried the sharp voice again, "come out of there before we drag you out like the rats that you are."

"Christ have mercy on us," whispered Father John while the others answered, "Christ graciously hear us." Then releasing the bolts he opened the panel and all three of the priests

walked out to face their enemies.

The cellar was filled with armed men who stepped back in surprise at the sight of the vestments on Father John. It was the leader who first spoke up:

"Well, Mr. Roberts," he sneered, "there you are with all your popery on. I hope you won't try to tell his lordship that you are no popish priest, for I think we've bagged our fox this time."

Even at such a time Father John could be good natured: I congratulate you, Captain," he said smiling at the officer. I congratulate you on your cleverness, but it will be his lordship's place to prove whether I am a priest or not."

The nearest soldier struck Father across the mouth at this answer cutting his lip with the gauntlet. "Hold your mouth, you popish rat, or you will never see his lordship."

Father John ignored the soldier and spoke again to the commander: Before you take us out into the street I hope you will allow me to take off my vestments. These clothes are not used to the air of London streets. I beg this as a favor of you, Captain."

The Captain laughed in the priest's face: "Why, no," he said. "Come along dressed as you are, Mr. Roberts. These two fellows with you here will be your chaplains. We'll make a popish procession to Newgate Prison. It will be a treat for the people of London to see your popish vestments. Come along now."

Fr. Somers and Fr. Lovewell were handcuffed and led out of the house, with Father John Roberts walking in the middle. Outside the house the mob had already gathered to see the priests who had been taken. A loud shout went up from a hundred throats at the sight of the priest in his vestments.

"Hocus pocus, hocus pocus!" screamed a red faced woman holding a child in her arms. "Mumpsimus, mumpsimus!" mocked the crowd while a shower of rocks and dirt fell upon the prisoners and their guards.

"Make way, make way!" yelled the leader of the soldiers as the excited crowd pushed closer.

The company of soldiers with the captain at their head leveled their pikes and drove a wedge into the mass of screaming faces. Slowly the mob gave way, but not before two women and a man had been run through with a pike-head.

"In the name of his Majesty the King make way to Newgate!" yelled the captain. The people fell back by inches as the sad procession moved down Chancery Lane toward Newgate Prison. Mud and filth covered the chasuble of Father John as he stumbled over the uneven pavement in an effort to keep his balance.

"It is our way of the Cross," murmered Fr. Lovewell to Fr. John.

"Not yet, Father, not yet," smiled Father John. "This is only the beginning. Remember, Newgate and Tyburn are ahead."

"Kyrie eleison, Christe eleison," prayed Fr. Somers as a rock struck him in the face and blood gushed from the wound. Somers staggered and fell pulling Father John and Father Lovewell on top of him. The people sneered and laughed showering the fallen priests with chunks of mud and small stones.

Father John's face was pale but cheerful as he tried to keep up the courage of his weaker brother priests. He glanced seldom at the angry bigoted faces screaming insults at him. On his smiling lips were snatches of the prayer he had prayed scarce-

Ten reasons for Men's careless use of God's Name

By Chaplain Brian J. Mulherin

Father Daniel Lord points out that the Name of Jesus Christ is hissed and shrieked when people "hit a thumb, drop a paintbrush, stub a toe, miss a putt on the third green, are 'stood up' by their date of the evening, fail to fill a straight or complete a contract, or just have nothing in particular to say."

Why so much profanity? Why so little reverence for the Holy Name of God? For me, this has been the $64 question. I have searched long for definite reasons why people use profanity and recently I found them . . . ten of them. The reasons were compiled by a non-Catholic gentleman and printed in the Protestant military publication, **The Link.** Yet, I know the Holy Father himself will agree that the reasons are entirely correct.

Everyone afflicted with the habit of profanity should ask himself, "Why do I profane the Name of God?" Ten to one, these are the reasons:

1. It pleases mother so much.
2. It is a fine mark of manliness.
3. It proves I have great self-control.
4. It indicates how cleverly my mind operates.
5. It makes my conversation so pleasing to everybody.
6. It impresses people that I have more than an ordinary education.
7. It gives emphasis to my statements.
8. It is an unmistakable proof of outstanding culture and refinement.
9. It makes me a very desirable personality among women and children and in respectable society.
10. It is my way of honoring God who said, "Thou shalt not take the Name of the Lord Thy God in Vain."

ly an hour ago in the introit of the Holy Mass: "To Thee O Lord have I lifted up my soul. In Thee, O my God, I put my trust; let me not be put to shame, neither let my enemies laugh me to scorn." How prophetic the Mass had been that morning and how fitting a day for a martyr's last Mass.

What caused Father John Roberts the keenest suffering was not the dirt and the mockery for himself and companions. but the realization as never before in his ten years on the English mission of what a diabolical and unreasonable hatred the English Protestants held for the Mass and the priesthood of Christ. The sight of the altar vestments excited them as the scarlet cloak of a toreador enraged a bull in the arena. Father John's great pity went out for this poor people who had come by propaganda and terrorism to hate what they should love, and to reject what mattered most of all in religion, the sweet and saving sacrifice of the Cross.

The gate of Newgate prison clanged behind the three priests with a gloomy and forboding echo, and shut out the howling pack of human wolves who had tracked them from Chancery Lane to the prison yard. In the quiet of the rat-infested dungeon Father John and his two friends were left to prepare for a brutal execution a week later. Reverently Father John divested himself of his tattered and mud-stained vestments, kissing each sacred piece of linen and vestment as he laid it aside.

"I count it a privilege," he said to Father Somers, "to have begun my Calvary in the vestments of the Holy Sacrifice of the Mass.

Three days later on Wednesday, December 5, Father John Roberts and Father Somers appeared on trial in the Justice Hall of Newgate prison. George Abbot, the bishop of London, sat on the judge's bench and with him sat Lord Chief Justice

WAR and PEACE

MILES SCHMITT

The man of peace is a fighter. When a man is at peace he must forever fight to keep the peace. When he has lost the peace he must forever fight to get it back. The bully picks the brawl. The peacemaker punches noses to have peace again. Christ the Peacemaker was the most brilliant man who ever lived.

Christ the Man of Peace asks us to turn the other cheek. Yes. Christ practiced what He preached. He turned His other cheek to Pilate's soldiers who slapped and scratched and spat in His face. But often it is not the Christian but the coward who turns the other cheek. If you think the Lord went about baring His breast to the blows of the Pharisees, if you think Christ was a coward, you simply know nothing about the Gospels. Christ created a militant Church. That means a fighting Church. Christ preached peace. He went out to fight and die for it. Christ promised peace. He came to unsheathe the sword and sow discord.

Some men might jump out of their skins if ever they read the New Testament. The Gospels, the Good News, are not à sugary and milky message. They are strong and meaty words, fighting words. Christ flushed in anger, cursed, thundered His woes and warnings. At least twice He struck His enemies. Christ shouts "Woe to you" as often as "Blessed art thou." Satan scampers off before Christ's scornful glance after the triple temptation in the desert. Begone Satan! The citizens of Corozain and Bethsaida must have shivered as Christ warned them of their coming day of judgment. To Capharnaum He hurled His verdict: "Thou shalt be thrust down to hell!" How the Scribes and Sadducees and Pharisees must have winced when Christ branded them as a brood of vipers, hypocrites, whited sepulchers, an adulterous generation. If the hearts of these Jewish leaders were at least as warm as wood instead of as cold as stone they should have withered like the fig tree which Christ cursed in no uncertain terms. What a fight when the Good Shepherd runs in with the wolves! Christ's fighting spirit breaks out most when twice He wound rope into a whip, threw over the money tables and sent the coins rolling over the couryard stones, scattered the cattle, and beat the traders from the temple. The words of Christ are a war cry to the world.

You want peace. Like all men of peace you must fight for it. Your sons and brothers and husbands are carrying on the clashes of cannon and the battles of blood. You are feeding the fight from the home front. And you are true to Christ! The next time the heckler taunts you to turn the other cheek, to quit the fight, to give up your gun if you want to follow the divine Peacemaker tell him to go read his Bible. With Christ the God of Peace the man of peace is a fighter.

Coke, the Recorder, and other judges. Both Father John and Father Somers were pressed to take the oath of allegiance, admitting the King of England supreme in matters of religion, but they steadfastly and repeatedly refused.

The accusation against them was next called for; the jury, a set of poor and ignorant men, were picked and called over, and then the charge against Father Somers was read. This was founded solely on the law which forbade priests to be ordained according to the Roman Catholic rite.

"Do you plead guilty to the charge of being a priest and traitor, Mr. Somers?" asked the Recorder fixing Father Somers with a severe look:

"As regards my priesthood," answered Father Somers firmly, I am guilty . . . if it be a crime in your law to be a priest; but I am no traitor for all that."

"That will do," said the Recorder, and turning to the jury: "You have heard that he confesses himself a priest, and that is enough for you to find him guilty of treason."

They next read the indictment against Father Roberts, and then asked him if he were guilty or not. He answered that this was for them to prove.

"Ah," said the Lord Chief Justice, "I can see that this is a cunning fellow. But speak plainly, do you deny that you are a priest?"

"Sir," said Father John calmly, "are you my judge or my accuser? Both offices cannot be united in the same person."

A few scattered friends of the priest applauded this answer, but they were quickly bundled out of the courtroom by the sheriff.

With a gesture of dignity and patience the scarlet robed Protestant bishop of London stood up and addressed his fellow justices and the jury: "Surely, my friends, we shall find this man of a different temper from his fellow." Then turning to Father John who stood in the prisoner's box he said: "Mr. Roberts I am astonished that you want to raise such trouble for yourself and this Bench. You cannot now be ignorant that I know you to be a monk of the Order of St. Benedict, and in fact, the provincial of that Order in England."

"How is it proved, my lord," said Father John, "that I know that you are acquainted with these things? If that is so, and has been confessed to you, pray read it out openly, here in the presence of all."

The Bishop then caused to be read a mandate from the Archbishop of Canterbury, ordering some of his officers and the keeper of the Gatehouse Prison to bring before him one John Roberts, priest and seminarist, a Benedictine monk and scandalous and dangerous person, who had recently escaped from prison.

To this Father Roberts replied: "What is there in this to prove that I am a priest? The Archbishop can call me what he chooses, but no one can say that that is sufficient proof in this case which is a matter of life and death; but my lord," said Father John with a weary smile, I can see very well what you are after, and I too, wish you to have your desire. I say it now openly to all the Court, and I acknowladge that I am a priest and monk of the Order of St. Benedict, and you can take any advantage that you like."

"Ah," said Justice Crook with a grimance of surprise, "now you confess at last what you are so much ashamed of."

"No, my lords," quickly answered Father Roberts, "I am not ashamed of admitting either my Faith or my religious profession. I am here to do so, and if my one life were ten thousand lives, and every life ten thousand times more dear to me than mine is, I would give them all in this cause."

"Hear . . . . Hear!" sneered a rough voice in the back of the court.

"And yet," said the Recorder ignoring the interruption, "you will not die for your faith, but for treason: it is not for being ordained a priest, but for returning to this country to exercise your office of priest against the order of the law that you have been declared guilty."

"Sir," said Father John, "I am bound by my priesthood to do the duty of a priest, and the reason I returned to this country is to work for the salvation of souls. You try to do an impossible thing, my lords, when you wish to make it appear that to be a priest is to be a traitor. That would make Christ Himself a traitor, and all His apostles—St. Augustine also, the Apostle of England, and all the other bishops and priests, who have succeeded him to this day, would also be traitors according to your law, and you would condemn them if they were brought before you."

The Chief Justice pounded heavily on the desk: "Enough now, my good sir," he said,"you are not come here to preach sermons. We will find you another place for that."

"Yea, my lord," said Father John, "I know what that means, and I expected nothing else, for I know right well that the whole business will end at Tyburn Tree."

The Lord Chief Justice smiled at this and said: "Whether or not you will preach at Tyburn Tree, Mr. Roberts, depends on the jury."

Then the twelve men retired together, and returned after a short time and pronounced themselves ready for the verdict.

Solemnly Bishop Abbot of London rose and with him the assistant justices. There was a buzz of whispering as the judge put the question to the important-looking jurymen.

(to be concluded)

The Question Box

Only signed letters will be answered

Could you please tell me just what a non-Catholic should do to become a Catholic?

If you can arrange, try to have some Catholic friend introduce you to a priest to whom you can go from time to time for instructions. If you are acquainted with a priest, call upon him and explain your wishes. If you are living in a place where a priest does not reside or does not reach at any regular time, please let us know and we shall arrange, if possible for instructions.

Is it wrong to tell another person the penance given to you in confession?

Ordinarily it is not wrong. In some cases it might be a dead giv-away for you. If so, you have no one but yourself to blame for the blunder. Delicate as the question of confession always is, a discreet silence is best not only as to the sins confessed but as to the penance given in confession.

Is it wrong for a Mass to be said after twelve o'clock noon?

Yes. The general rule is that Holy Mass should not commence earlier than an hour before dawn, nor later than one hour after midday. The midnight Mass on Christmas is an exception; this is permitted everywhere in the world by the express law of the Church. As regards the time for saying the parish Mass on Sundays and weekdays, this is determined by the pastor or by the bishop of the diocese. For special reasons some bishops do not favor having Masses begin later than twelve o'clock noon or even later than eleven o'clock; but this is merely a matter of discipline. If there is a necessity for having Mass at a later time, the bishop will recognize it and grant permission for such special cases.

How do the sacramentals differ from the Sacraments?

The sacraments were given to us or established by Christ; the sacramentals, by the Church. This is the difference easiest perhaps to remember and recognize. Sacraments give grace of themselves; sacramentals confer blessings only by the spirit of faith and confidence in him who receives them. The sacraments are necessary for salvation; the sacramentals are not. The sacraments are seven in number; there never will be more or less so far as we are concerned. Sacramentals, however, vary in number; and, if there is some reason for it, our Holy Father may add to their number at any time.

Our Lord Himself sanctioned the use of sacramentals; but the ceremonies employed are set by the Church. Our Lord while on earth blessed the loaves and fishes; He blessed the young children who were brought to Him; He gave His blessing to His apostles before His acsension. In this the apostles followed His example. We are told by St. Mark (VI. 13) that the apostles anointed with oil many who were sick and healed them.

Sacramentals are usually conferred by the priest. He implores the blessing of God the Father, for the averting of evils to the body as well as to the soul. At the same time he makes us of visible signs, such as the sign of the cross, the holy water, the sacred oil, etc. Sometimes a candle is lit; the candle signifies the Savior, the Light of the World. Incense is often used; it is the symbol of prayer. As incense rises fragrantly to the roof of the temple, so our prayers should mount up like sweet incense to the throne of God. These and similar rites of the Church were called sacramentals simply because they resemble the sacraments in so many ways.

Have you heard these ?

Joe: What did you do about it?

Al: I sent it back, and told him to use it on his wife when she started to sing at 11 p.m.

Mazie: A darned little telephone operator broke up my romance with Scotty MacThistle.

Lizzie: Why, did she vamp him away from you?

Mazie: No; she told him to put in another nickle.

Mother: If you don't behave I'll call a policeman.

Bobbie: And if you do, I'll tell him we have a dog and no license.

Lawyer: Hello! This is Smith, Smith and Smith.

Client: Oh, Good Morning, Good Morning, Good Morning!

Steno: But I thought—

Boss: It's not your business to think. Just you take down what I say, word for word, and keep your ideas to yourself.

A short time later the following letter was brought to him to be signed: Dear Mr. Browne:—write it with an "e." Pure swank, his father was a gardener. With regard to your letter, of whatever date it was, I can quote you the following prices Hi, Thompson! It's that outsider, Browne. How much shall we stick on? Twenty per cent? Make it thirty? Righto! Thirty dollars a ton. Awaiting your esteemed order, I am, Yours truly. That'll settle him.

Mother, to Tommy, reaching across the table for cookies: Tommy, haven't you got a tongue?

Tommy: Yes, but my arm's longer.

Buyer: You're sure this bird can sing?

Seller: He's a grand singer.

Next day:

Buyer: Say! This bird you sold me is lame.

Seller: Well, what did you want: a dancer or a singer?

Mrs. Tattle: I'm the lady who sent you that large envelope with detailed suggestions on how to improve your paper. What I want to know is, will they be carried out.

Editor: Absolutely, ma'am.

Mrs. Tattle: Good! How soon?

Editor: In about ten minutes, when the office boy comes to empty the waste basket.

He: You act like a baby!

She: Yes; I was born that way.

Teacher: What is velocity?

Pupil: It's what a person puts a hot plate down with.

The Student's Burse . . .

Previously Acknowledged	$1,842.10
Mrs. Ludwig Maier, Muenster, Sask.	3.00
A Friend, Kerrobert, Sask.	2.00
A Friend Regina, Sask.	2.00
Mrs. Joe Berting, St. Gregor, Sask.	2.00
Mrs. Veronika Stangl, Regina, Sask.	1.00
Mrs. P. Hanus, Southey, Sask.	3.00
Magdalena Kosolofski, Humboldt, Sask.	1.00
	$1,856.10

Please send your contributions to:

The Director of the Missionary Association of Mary Immaculate
c/o Marian Press—924 Victoria Ave.,
Regina, Sask.

Renew your subscription promptly. When moving send in both old and new addresses.